



DJAS – Düsseldorfer Japanstudien

BAND 2 (2011)

Aktuell, kritisch und konstruktiv präsentieren die Düsseldorfer Japanstudien einen Überblick über Schwerpunkte und Entwicklungen der japanbezogenen Forschung in kultur- wie in sozialwissenschaftlicher Ausrichtung.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

2010 war ein ereignisreiches Jahr mit vielen Impulsen für unser Projekt der Düsseldorfer Japanstudien (DJAS). Als Zusammenfassung des vergangenen Jahres halten Sie nun unseren zweiten Band mit Rezensionen und einem studentischen Aufsatz in Händen. Nachdem der Startschuss für unsere Seite <http://djas.uni-duesseldorf.de> 2009 gefallen ist, haben sich Zugriffe wie Rezensionen deutlich erhöht. In Zukunft möchten wir diese Internetpräsenz weiter etablieren und ausbauen. Wir freuen uns dabei über Anregungen und hoffen, nicht nur neue Leserinnen und Leser, sondern auch engagierte Mitarbeitende zu gewinnen.

Was will DJAS?

Unsere Motivation für DJAS entsteht aus den Erfahrungen eigener Hochschullehre, Studium und Forschung. Um uns interdisziplinär zu bewegen, müssen wir über den Tellerrand eigener Interessen blicken und uns anregen lassen von internationaler wissenschaftlicher Arbeit. Aktuelle Forschung nicht nur zu rezipieren, sondern auch zu überblicken und einzuschätzen, ist ein Anspruch, den wir als Lehrende an uns und auch an unsere Studierenden stellen. DJAS will den oftmals langwierigen Prozess von Literaturrecherche und -auswertung für Lehrende wie Studierende beschleunigen und transparent gestalten, indem wir uns vernetzen und austauschen. Aus ausgewählten englisch-, deutsch- und japanischsprachigen Fachzeitschriften (siehe Liste auf Seite 2) rezensieren wir vielversprechende Aufsätze und bewerten diese nach ihrem Nutzen für Lehre, Studium und Forschung. Wir versuchen dabei, konkrete Informationen sowohl für die Lehrenden bei der Vorbereitung von Lehrveranstaltungen und Forschungsvorhaben wie auch für Studierende mit Haus- oder Abschlussarbeiten zu liefern.

Download: <http://www.djas.uni-duesseldorf.de>

Rezensionenband 2010

Unsere Rezensionen finden Sie stets zuerst im Internet, doch mit dem jährlichen DJAS-Band möchten wir Sie zur Nach-Lese einladen. So präsentiert diese zweite Ausgabe in kompakter Form alle bis Januar 2011 veröffentlichten Rezensionen, die wir auf die Kategorien Politik, Kultur, Wirtschaft, Gesellschaft, Geschichte und Theorie aufgeteilt haben.

INHALTSVERZEICHNIS

ZEITSCHRIFTENLISTE	2
NEUERSCHEINUNGEN UND KLASSIKER	4
REZENSIONEN	11
POLITIK	11
KULTUR	12
WIRTSCHAFT	16
GESELLSCHAFT	18
GESCHICHTE	28
THEORIE	32
AUFSÄTZE	33
STICHWORTVERZEICHNIS	45

Eine Aufstellung der Rezensionen nach Themen finden Sie zusätzlich im Stichwortverzeichnis ab Seite 45. Der Überblick über die aktuelle Forschung, den DJAS präsentiert, erweitert sich in diesem DJAS-Band beträchtlich: Einerseits veröffentlichen wir hier erst-

mals Rezensionen von Neuerscheinungen auf dem japanisch- und deutschsprachigen Büchermarkt, darunter zu so diversen Themen wie der Erfindung von Traditionen am Beispiel des Ise-Schreins oder der lange erwarteten Übersetzung von Kaneshiro Kazukis »Go!«. In unserer Rubrik »Klassiker und Neuerscheinungen« werden in den folgenden Monaten weitere Rezensionen zu sozial- und kulturwissenschaftlichen Klassikern folgen.

In den akademischen Austausch beziehen wir unsere Studierenden mit ein und veröffentlichen in diesem DJAS-Band zum ersten Mal eine studentische Arbeit. Nils Dahl liefert mit seinem Aufsatz »Identitätskonstruktion durch Geschichte. Die Debatte um Geschichtsbücher in der gegenwärtigen japanischen Gesellschaft« eine kritischen Analyse der Darstellung des sog. »Nanking-Massakers« oder »Nanking-Zwischenfalls« an zwei ausgewählten Beispielen. Weitere Aufsätze und Übersetzungen werden folgen und so soll DJAS zu einem Forum für studentische Forschung mit Japanbezug erweitert werden. Wir freuen uns auch über Ihre Vorschläge oder Kritiken, die Sie uns unter djasmail@phil.uni-duesseldorf.de zusenden können.

Die DJAS-Redaktion

Auch personell haben die Düsseldorfer Japanstudien 2010 als ein Jahr im Umbruch erlebt: Für ihre langjährige Arbeit bedanken wir uns besonders bei Johanna Agnes Spielberg (JAS) und Werner Volk (WV), die DJAS als Gründungsmitglieder in den entscheidenden Phasen geprägt haben. Wir wünschen ihnen als verdiente DJAS-Alumni alles Gute und hoffen, dass sie uns als Lesende gewogen bleiben.

Als neue Redaktionsmitglieder verstärken uns seit 2010 Elisabeth Scherer (ESC) und Christoph Winnefeld (CW) sowie seit 2011 Nils Dahl (ND). Wir heißen sie herzlich willkommen und freuen uns über ihre zahlreichen Beiträge.

Zuletzt ein Aufruf an Sie, die Leserinnen und Leser: DJAS steht interessierten Lehrenden und Studierenden offen. Wir freuen uns auf die Diskussion mit Ihnen, auf Rückmeldungen oder Anregungen und wünschen ein erfolgreiches 2011!



Shingo Shimada



Peter Bernardi

ZEITSCHRIFTEN

Die folgenden Zeitschriften werden von den DJAS-Mitgliedern regelmäßig ausgewertet.

American Anthropologist (AA)	ISSN 0002-7294
Animation	ISSN 1746-8477
Asian Culture and History	ISSN 1916-9663
Asia Europe Journal	ISSN 1610-2932
Asian Journal of Social Psychology	ISSN 1367-2223
Asian Studies Review	ISSN 1035-7823
BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung	ISSN 0933-5315
Contemporary Japan	ISSN 1869-2729
Critical Asian Studies	ISSN 1467-2715
Cultural Studies	ISSN 0950-2386
E-AsPac (electronic Asian Studies on the Pacific Coast)	ISSN nicht vorh.
Economy and Society	ISSN 0308-5147
Gender and Society	ISSN 0891-2432
Inter-Asia Cultural Studies	ISSN 1464-9373
International Journal of Asian Studies	ISSN 1479-5914

International Journal of Cultural Studies	ISSN 1367-8779
International Journal of Japanese Sociology	ISSN 0918-7545
Intersections: Gender and Sexuality in Asia and the Pacific	ISSN 1440-9151
Japan and the World Economy	ISSN 0922-1425
Japan Forum	ISSN 0955-5803
Japanese Journal of Political Science	ISSN 1468-1099
Japanese Journal of Population	ISSN 1348-7191
Japanese Economy	ISSN 1097-203X
Japanese Studies-Bulletin of the Japanese Studies Association of Australia ..	ISSN 1037-1397
Journal for the Psychoanalysis of Culture and Society	ISSN 1088-0763
Journal of Asian Studies	ISSN 0021-9118
Journal of Family Violence	ISSN 0885-7482
Journal of Gender Studies	ISSN 0958-9236
Journal of Interpersonal Violence	ISSN 0886-2605
Journal of Japanese Studies	ISSN 0095-6848
Journal of Popular Culture	ISSN 0022-3840
Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie	ISSN 0023-2653
Media Asia	ISSN 0129-6612
Media Culture and Society - A Critical Reader	ISSN 0163-4437
Modern Asian Studies	ISSN 0026-749X
Monumenta Nipponica	ISSN 0027-0741
Pacific Affairs	ISSN 0030-851X
Pan-Japan. The International Journal of the Japanese Diaspora	ISSN 1534-7079
Population and Development Review	ISSN 0098-7921
Positions: East Asia Cultures Critique	ISSN 1067-9847
Qualitative Research	ISSN 1468-7941
Seishōnen Mondai 青少年問題	ISSN 0912-4632
Social Science Japan Journal	ISSN 1369-1465
Soziale Welt (SozW)	ISSN 0038-6073
Sozialer Sinn	ISSN 1439-9326
Theory Culture Society	ISSN 0263-2764
Thesis Eleven	ISSN 0725-5136
U.S. Japan Women's Journal	ISSN 1059-9770
Positions: East Asia Cultures Critique	ISSN 1067-9847

NEUERSCHEINUNGEN UND KLASSIKER

Neben der Vorstellung von lesenswerten Neuerscheinungen auf dem internationalen Buchmarkt werden in DJAS auch »Klassiker« der kultur- und sozialwissenschaftlichen Japanforschung wiedergelesen.

Die Bandbreite der folgenden Rezensionen reicht dabei von der japanischen Einwanderung nach Brasilien (Arai-Hirasaki) über die Erfindung von Traditionen am Beispiel des Ise-Schreins (Inoue), kritischen Gedanken über Japans Nachkriegsarchitektur (Isozaki) und der Übersetzung von Kaneshiro Kazukis »Go!«.

Arai, Jhony/Hirasaki, Cesar (2008): 100 anos da imigração japonesa no Brasil. Burajiru nihon imin no kiseki [100 Jahre japanischer Einwanderung in Brasilien. Die Spuren der japanischen Einwanderung in Brasilien]. Imprensa Oficial: São Paulo. 284 Seiten. ~30 €. ISBN 8570606028.

Eine Reihe gespannter Gesichter. Dann kommt er in Sicht, und die Menschen schwenken Fahnen, applaudieren, winken. Wie einen Popstar begrüßen fast 25.000 Menschen den japanischen Kronprinzen Naruhito im Juni 2008 in São Paulo. Sein Besuch krönt die Feiern zum einhundertjährigen Jubiläum der japanischen Einwanderung nach Brasilien, die in vielen Veranstaltungen an die größte Gemeinschaft japanischer und japanischstämmiger Menschen außerhalb Japans erinnerten.

Erinnerung und ihre Konstruktion sind Bestandteile von kultur- wie sozialwissenschaftlicher Forschung, die sich ausgehend vom klassischen Konzept des kollektiven Gedächtnisses nach Maurice Halbwachs über die (zuerst antiken) Formen kulturellen Gedächtnisses nach Jan Assmann bis hin zu Pierre Noras modernen Orten der Erinnerung erstreckt. Das angesprochene Jubiläum wurde in Japan und Brasilien gefeiert und das meist an Gruppen oder Länder gebundene Konzept von Erinnerung erhielt so eine länderübergreifende, transnationale Dimension.

In Brasilien erschienen im Zuge des Jubiläums 2008 eine Reihe von Publikationen, die die Geschichte und Folgen der japanischen Einwanderung behandelten. Als Teil eines offiziellen Erinnerungsdiskurses, der von politischen wie zivilgesellschaftlichen Akteuren in Brasilien wesentlich bestimmt wurde, sticht das hier zu besprechende »100 anos da imigração japonesa no Brasil« (im folgenden »100 anos«) heraus. Das Buch entstand in Kooperation des offiziellen Organisationskomitees der Hundertjahrfeier mit der einflussreichen *nikkei*-Vereinigung Bunkyo und dem Verlag des Bundesstaates São Paulo. Den Stellenwert dieser Publikation als offizielles Medium der Erinnerung betonen auch die prominenten Vorworte

des Gouverneurs des Bundesstaats, José Serra, sowie des Präsidenten des Organisationskomitees, Uehara Kokei. Verfasser sind die brasilianischen Journalisten Jhony Arai und Cesar Hirasaki, die im japanisch-brasilianischen Verlag JBC bereits zwei gemeinsame Bücher zur Geschichte der brasilianischen *nikkei* und *dekasegi* herausgegeben haben.

»100 anos« ist zweisprachig in Portugiesisch und japanischer Übersetzung verfasst und zeichnet in sechs Kapiteln chronologisch die Geschichte der japanischen Einwanderung nach Brasilien und die Re-Migration brasilianischstämmiger *nikkei* nach Japan nach. Die Erzählungen in den Kapiteln werden dabei von Fotostrecken und kurzen, anekdotenhaften Randnotizen ergänzt. Mit einem Anteil von etwa 70 großformatigen Fotoseiten ist »100 anos« eine bildreiche Dokumentation mit weitgehend unveröffentlichtem Material aus dem offiziellen Archiv des Museums der japanischen Einwanderung in São Paulo.

Beginnend mit der Ausgangssituation in Japan und Brasilien zu Beginn der offiziellen Einwanderung 1908 werden in Kapitel 1 (*kōhī nōen he no tōchaku*) die Überfahrt, die Ankunft und die Bedingungen auf den Kaffeeplantagen dargestellt. Im zweiten Kapitel (*kaitakuchi no seikatsu*) liegt der bildreiche Fokus auf den Erfahrungen zunehmend selbstständiger Siedlergruppen bei der Neulandgewinnung in verschiedenen Regionen Brasiliens (u.a. im Amazonasgebiet). Die veränderte politische Situation ab den 1930er Jahren und die Loyalitätskonflikte innerhalb der japanischen Gemeinde während des Zweiten Weltkriegs behandelt das dritte Kapitel (*senzen senchū sengo no imin*) relativ kurz. Weitaus ausführlicher widmen sich die Autoren der zunehmenden Integration der Eingewanderten in die brasilianische Gesellschaft der

Nachkriegszeit bis in die 1980er Jahre in Kapitel 4 (*sokoku ni natta burajiru*). Arai und Hirasaki zeigen das gewachsene Selbstbewusstsein der japanischen Gemeinde anhand vieler Beispiele zur sichtbaren Präsenz in Kunst, Kultur, Politik oder Wirtschaft. Im fünften Kapitel (*dekasegitachi nihon he no kisan*) wird der Fokus auf Japan gelegt und die Re-Migration der japanischstämmigen Brasilianer ab den 1990er Jahren beleuchtet. Die Autoren liefern hier einen kompakten, kenntnisreichen Überblick über klassische Aspekte der Lebens- und Arbeitsbedingungen, die sie um Themen wie Presse, Freizeitgestaltung und Kindererziehung erweitern. Im abschließenden sechsten Kapitel (*hokorubeki isan*) wird sehr kurz und mit lediglich geringem Informationsgehalt versucht, den Einfluss der japanischen Einwanderung auf das heutige brasilianische Alltagsleben darzustellen.

»100 anos« richtet sich inhaltlich wie sprachlich an ein nicht nur akademisch, sondern generell interessantes brasilianisches wie japanisches Publikum. Es besticht durch eine klassische chronologische Struktur des Themas, ist in den Formulierungen ebenso präzise wie anspruchsvoll und überzeugt mit seiner guten journalistischen Aufarbeitung besonders im vierten und fünften Kapitel. Deutlich wird auch, dass Arai und Hirasaki aktuelle Forschung zur japanischen Einwanderung sowie eigene Kenntnisse einfließen lassen. Ebenso beeindruckt die reiche Auswahl an Fotografien in sehr guter Auflösung, die es in dieser Form bisher kaum gegeben hat. Zudem rücken die Autoren in den Anekdoten sehr gelungen – teils humorvoll, teils nachdenklich – Ausschnitte der hundertjährigen Geschichte ins Rampenlicht.

Auch als vorwiegend journalistische Publikation mit wenigen Querverweisen, von denen man sich sicher

mehr wünschen dürfte, offenbart »100 anos« ein Grundproblem der wissenschaftlichen Forschung zur japanischen Einwanderung in Brasilien: Die sehr gut dokumentierte frühe Phase (bis etwa 1930) nimmt auch hier einen größeren Stellenwert ein als die Brüche, Probleme und Kontroversen der Zwischen- und Nachkriegszeit. Feststellbar ist generell der Versuch einer Inszenierung der japanischen Einwanderung als Erfolgsgeschichte, ohne dass die Publikation zusätzliche Schwerpunkte setzen kann. Oberflächlich und ein wenig abstrus erscheint das abschließende Kapitel, in dem eine japanische Präsenz in Brasilien anhand einer stereotypen, hoch- bis populärkulturellen Mischung von Beispielen wie Ikebana, Cosplay, Massagetechniken, Origami oder japanischer Küche belegt werden soll.

Der Stellenwert von »100 anos« sollte auch aus dem Entstehungszeitpunkt heraus im Zusammenhang mit anderen Publikationen beurteilt werden. Hier befindet sich das Buch in durchaus gehobener Position, da es fundiert und kenntnisreich Geschichte aufarbeitet. Als Pluspunkt erweist sich die journalistische Ausrichtung der Autoren, die fesseln und faszinieren können. »100 anos« lässt sich daher mit Gewinn sowohl als journalistische Historiographie wie auch kritisch als Beispiel für Schwerpunkte des öffentlich geführten Diskurses über die japanische Einwanderung in Brasilien und deren Folgen für beide Länder lesen.

PB – Peter Bernardi

Inoue, Shōichi (2009): *Ise jingū. Miwaku no nihon kenchiku* [Der Ise-Schrein. Ein faszinierendes japanisches Bauwerk.]. Kōdansha: Tokyo. 556 Seiten. ~22€. ISBN 4062154927.

Ich muss gestehen, dass ich in diesem Jahr zum ersten Mal in meinem Leben den Ise-Schrein besucht habe. Es war eine interessante, aber zugleich verwirrende Erfahrung. Vor allem die Tatsache, dass seit über ein tausend Jahren die Gebäude des Hauptschreins alle zwanzig Jahre erneuert und getreu dem alten wieder aufgebaut wurden, hat mich sehr beeindruckt. Ich fragte mich, ob dies vielleicht im Gegensatz zu vielen erfundenen eine echte Tradition darstellt?

Ein Grund dafür, dass ich es lange Zeit vermieden habe, diesen Schrein zu besuchen, lag sicherlich an der ideologischen Einbettung dieses Schreins in den Rahmen des Tennō-Kultes. Der Ise-Schrein ist der

Hausschrein der Tennōfamilie und die zehntausendjährige Kontinuität dieses Hauses ist eng verknüpft mit dem immer gleich bleibenden Bau des Schreins. Bedeutet die Existenz dieses Schreins also eine tatsächlich vorhandene Traditionalität?

Diese und andere Fragen schossen während des Besuchs durch meinen Kopf, ließen mich aber auch in der Zeit danach nicht los.

Eine Antwort auf diese Art von Fragen schien das vorliegende Werk zu geben. Vor allem machte der Titel neugierig, klingt er doch wie der Titel eines Reiseführers, der das »Japanische« dieses Schreins hervorhebt. Der Titel suggeriert eine affirmative Darstellung

dieses Schreins nach konventioneller Manier und schöne Fotos, die die Authentizität des Japanischen unterstreichen. Doch diese Erwartung schwindet so gleich mit dem Namen des Autors, der bisher immer wieder die gängigen ästhetischen Vorstellungen des Japanischen dekonstruiert hat. Es geht nämlich hier nicht in erster Linie um den schintoistischen Schrein, sondern um überwiegend wissenschaftliche Diskurse um den Ise-Schrein seit dem 18. Jahrhundert. Hier erfährt der Leser sehr viel darüber, auf welche Weise die japanische Traditionalität, die immer wieder mit diesem Schrein verbunden zu sein scheint, im Laufe der Zeit aufgebaut und verbreitet wurde. Inoue zeigt die Konstruktion bzw. Erfindung des Japanischen u.a. durch die wissenschaftliche Disziplin Architekturgeschichte am Beispiel des Ise-Schreins.

Insgesamt sind die sieben Kapitel weitestgehend chronologisch angeordnet, wobei jedes Kapitel einen bestimmten Themenbereich fokussiert. So kann der Leser einerseits den diskursiven Verlauf über fast 300 Jahre nachverfolgen und erfährt andererseits etwas über die thematischen Schwerpunkte, die in diesem langjährigen Diskurs behandelt wurden. Die behandelten Themen sind so vielfältig, dass hier nur einige von ihnen vorgestellt werden können, wobei der Fluss der Argumentationen keineswegs unter dieser thematischen Vielfalt leidet. In der vorliegenden Rezension beschränke ich mich daher auf die Darstellung der groben argumentativen Züge. Inoue zeigt durch eine sorgfältige und kenntnisreiche Analyse des Diskurses um den Ise-Schrein, wie die Rede der authentisch japanischen Bauweise dieses Gebäudes bereits im 18. Jahrhundert einsetzt, wie diese im neu etablierten Wissenschaftszweig der Architekturgeschichte fortgeführt wurde und unsere Sichtweise zutiefst prägte, und nun erst in jüngster Zeit eine kritische Revision erfährt. Mit einem Wort: Inoue dekonstruiert in diesem Buch die Ursprünglichkeit des Japanischen, von der seit dem 18. Jahrhundert die Rede ist.

Im ersten Kapitel zeigt der Autor, dass im Japan des 18. Jahrhunderts ein durchaus rationales Denkmuster entstand, das für weitere Betrachtungen des Ise-Schreins weitreichende Folgen mit sich brachte: Man entdeckte in einem ländlichen Gebiet in der Nähe von Kyoto mehrere Bauernhäuser mit einer Dachkonstruktion, die für den Ise-Schrein kennzeichnend war. Diese Analogie wurde historisch so erklärt, dass gerade diese Dachkonstruktion in dem betreffenden ländlichen Gebiet und im Ise-Schrein von allen gängigen kulturellen Entwicklungen der Architektur unberührt geblieben sei und so die ursprünglichste Form, also die urjapanische Gebäudeform überliefert wurde. Hier beweist Inoue, dass der Diskurs um die

ursprüngliche Form des Japanischen bereits im 18. Jahrhundert begann und keineswegs mit der Entstehung eines institutionalisierten Wissenschaftszweigs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbunden ist. Zum andern wird deutlich, dass die Frage nach dem ursprünglich Japanischen von Anfang an den Denkfehler einer »self-fulfilling prophecy« enthielt. Auf der Suche nach dem Ursprünglichen imaginierte man dieses anhand der vorhandenen Gebäudemerkmale und entwarf das Bild einer fernen Vergangenheit, um das ursprünglich japanische Gebäude dann auch in der Geschichte zu finden.

Wie dieses Denkmuster in Japan mit der Etablierung des neuen Wissenschaftszweiges der Architekturgeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Einfluss gewann und zum festen Bestandteil der japanischen Architekturgeschichte wurde, legt der Autor im zweiten Kapitel dar. Inoue macht hier deutlich, wie sich der Glaube etablierte, dass nur der Ise-Schrein im Gegensatz zu allen anderen alten Gebäuden, die ausnahmslos Elemente chinesischen Einflusses aufwiesen, die rein japanische Architekturform bewahrt hätte.

Besonderes Interesse erweckt das dritte Kapitel, in dem die »Entdeckung« des Ise-Schreins von der westlichen Perspektive in den Mittelpunkt der Diskussion gestellt wird. Hier ist der Hauptakteur der deutsche Architekt Bruno Taut, der neben dem Ise-Schrein vor allem der westlichen Öffentlichkeit den Katsura-Palast als eine ästhetische Sehenswürdigkeit vorstellte. Dies war wohl auch deshalb bemerkenswert, weil vor Taut kaum jemand je einen schintoistischen Schrein als ästhetisch wertvoll erachtet hatte und die schintoistische Architektur vor dieser Zeit einhellig als primitiv und ästhetisch unwürdig abgetan wurde. Der Autor schildert den Prozess dieses Wandels in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in dem das »Japanische« allmählich als architektonische Schlichtheit im Gegensatz zum gängigen buddhistischen Stil gesehen wurde. Paradigmatisch für dieses »Japanische« stand dann das Teehaus, dessen geistige Grundlage im Zen-Buddhismus gesehen wurde. Dies wurde wiederum von modernistischen Architekten als Grundlage für ihre Stilrichtung »entdeckt«, so dass sowohl internationale als auch inländische Diskurse um die japanische Architektur entstanden, in denen die Besonderheit des Japanischen immer wieder Thema war.

Der Autor zeigt in den darauf folgenden Kapiteln, dass mit dieser Erfindung des Japanischen im Grunde zugleich eine Verengung der wissenschaftlichen Perspektive auf die Architekturgeschichte einherging. Die Suche nach dem Ursprung des rein-japanischen Architekturstils wurde nur auf die Gebiete

innerhalb nationalstaatlicher Grenzen beschränkt, obwohl durch archäologische Forschung eindeutige Zusammenhänge mit anderen asiatischen Gebieten aufgewiesen wurden. Diese Selbstbeschränkung geht mit der ideologischen Überhöhung des Japanischen in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts einher, für die der Ise-Schrein wiederum als paradigmatisches Beispiel für die Reinheit der japanischen Kontinuität stand und die selbst nach 1945 innerhalb der Architekturgeschichte nicht revidiert wurde. Auch in der Nachkriegszeit bestand das Interesse nach wie vor fort, den Ursprung des japanischen Stils festzulegen. So beschränkte sich die Perspektive in der Diskussion auf die Frage, ob dieser Stil, wie schon vorher angenommen, seinen Ursprung aus der religiösen Bestimmung des Gebäudes oder seiner Funktion als Speicher her stammte.

Schließlich wird im siebten und letzten Kapitel der erst in den 1990er Jahren einsetzende Perspektivenwechsel und auch die Frage nach dem Ursprung von Ost- und Südostasien im breiteren Kontext thematisiert. Der Autor verweist hier ausdrücklich auf die Schwierigkeiten, mit der diese neue Perspektive zu kämpfen hatte, da nach wie vor der Wunsch, die Reinheit des Japanischen nachzuweisen und bewahren zu wollen, sowohl in der Wissenschaft als auch in der Bevölkerung stark vorhanden zu sein scheint.

Insgesamt liegt mit diesem Werk von Inoue eine höchst spannende und lesenswerte Untersuchung zur Konstruktion des »Japanischen« vor. Die Perspektive, die der Autor in diesem Werk vertritt, geht über die viel diskutierte »Erfindung der Tradition« hinaus. Denn der Ise-Schrein als Gebäude ist in der Tat keine Erfindung. Dieses Buch zeigt genau, wie die konkrete Erscheinung aber, verbunden mit den jeweiligen zeithistorischen Diskursen, sehr wohl einen Erfindungscharakter annehmen kann. Aufgrund dieser laufenden Diskurse werden bestimmte Bedeutungen von Einzelnen der Erscheinung des Ise-Schreins zugeschrieben und auf dieser Grundlage findet eine Interpretation der zugeschriebenen Bedeutung statt. Auch methodisch ist diese Abhandlung ein gelungenes Beispiel für die Möglichkeiten der Diskursanalyse. Alle interessanten Details hier aufzuzählen, wäre unmöglich. Es bleibt also nichts anderes übrig, als Inoues Buch tatsächlich zu lesen.

SHS – Shingo Shimada

Isozaki, Arata (2011): *Welten und Gegenwelten*. transcript: Bielefeld. 194 Seiten. 21,80 €. ISBN 9783837611168.

»Mit ihrem Gewimmel und Getümmel scheint uns die große Stadt das Leben selbst zu sein. Doch wir alle wissen, dass sie beständig den Tod in sich trägt.«

Stadt ist für den Architekten Isozaki Arata mehr als eine Ansammlung von Häusern, Architektur mehr als das Planen und Konstruieren eines Gebäudes. In Isozakis Schriften, von denen jetzt eine Auswahl in Übersetzung im transcript-Verlag erschienen ist, zeigt sich eine sehr tiefe Reflexion dessen, was Raum, Kultur und Architektur verbindet, wie sich geschichtliche Zäsuren auf unser Raum- und Architekturverständnis auswirken und welche Auswirkungen das Zeitalter des Internet auf das Leben in Städten haben wird.

Isozaki Arata ist einer der weltweit berühmtesten Architekten. Er hat Bauwerke wie das Museum of Contemporary Art in Los Angeles, den Mito Art Tower, das Himalayas Center in Shanghai und Teile des Potsdamer Platzes geschaffen. Ebenso spannend wie seine fertigen Gebäude, die man besichtigen und betreten kann, sind seine ungebauten Konstrukte, die nur auf dem Papier existieren. Das Prinzip »Unbuilt«

spielt eine zentrale Rolle in Isozakis Schaffen, denn durch die Realisierung verlieren Projekte für ihn ihren utopischen Charakter. Vor allem in den 1960er Jahren waren es gerade die Utopien, die Isozaki besonders faszinierten. Er entwarf »urbane Wälder«, die Tokyo in die Vertikale erweitern sollten, gigantische Visionen, die für ihn aber immer auch schon deren zukünftige Zerstörung und Zerfall mit einschlossen. Isozakis Architektur kreiste um die Ruinen, die sich im 2. Weltkrieg in sein Gedächtnis eingebrannt haben und die Leerstellen, die diese bilden. Isozakis Konzept in den 1960er Jahren lautete: »Ruinen liegen in der Zukunft unserer Stadt, die Stadt der Zukunft liegt in Ruinen.«

Neben den Ruinen des 2. Weltkrieges sind es unter anderem die Studentenrevolten, der Fall der Berliner Mauer und der 11. September 2001, die Isozaki als wichtige Punkte in der Entwicklung der modernen Architektur ausmacht. In seinen Schriften gewährt er auch sehr persönliche Einblicke, zum Beispiel in die Gefühle, die ihn beim Entwurf der Festival Plaza für die Expo 1970 in Osaka überkamen und schließlich

zum Zusammenbruch führten: Er hatte über fünf Jahre mit Zweifeln gekämpft, weil er das Empfinden hatte, für die Staatsmacht und für das Establishment zu arbeiten, was eigentlich gegen seine Grundsätze war. Auch sein Entwurf für das Stadtzentrum der Wissenschaftsstadt Tsukuba bereitete ihm Probleme, weil er sich der politischen Bedeutung des Projektes sehr bewusst war: »Meine Bedenken hinsichtlich der Wahl eines Stils kamen nicht von ungefähr, denn mir war klar geworden, dass Japan als Nation symbolisiert werden sollte.«

»Sind Städte nicht bloß abstrakte Ideen? Nichts als mentale Bilder, die von Bürgern aufgrund wechselseitiger Vereinbarung für ihre praktischen Zwecke aufgebaut wurden?« Isozaki beschäftigt sich in seinem Werk viel mit der Virtualität von Städten und wie diese durch die Menschen, die sich darin bewegen, erst entstehen. Durch die Vermessung, technische Erfassung und Ausstattung der Städte werden diese nach Isozaki zu einer »Stadttextur«, einem Raum, der bestimmt ist durch immaterielle Codes, die entschlüsselt werden wollen. Die Stadt wird immer mehr aufgeladen mit Botschaften, ist angefüllt mit Unsichtbarem. Diese Gedanken, 1967 formuliert, sind heute aktueller denn je. Städte werden durch Dienste wie Google Maps und Street View, durch Navigationsgeräte und Smart Phones heute ganz anders durchschritten und wahrgenommen. Isozakis Texte regen dazu an, darüber nachzudenken, was diese veränderte Erfahrung des Raumes für unser Leben bedeuten kann.

Sehr interessant ist auch der Aufsatz, in dem sich Isozaki mit dem Begriff *ma* beschäftigt, der einen Zwischenraum beschreibt und sowohl auf Raum als auch auf Zeit bezogen sein kann. Anhand des Begriffes *ma* versucht Isozaki aufzuzeigen, wie sich das Verständnis von Raum und Zeit in Japan historisch anders verhalten hat als im westlichen, von Descartes geprägten Denken. Ebenso beschäftigt sich der Architekt in seinem theoretischen Werk mit den Auswirkungen der Globalisierung, die für ihn allerdings nicht gleichbedeutend mit einer Homogenisierung ist: »Schon bei kleinsten Erschütterungen treten Brüche und Risse auf und es entstehen Inseln, die sich voneinander unterscheiden und nebeneinander existieren. In ihrer Unverwechselbarkeit werden sie zu Ikonen.«

Neben kulturkritischen Essays beinhalten Isozakis Schriften auch literarische Verarbeitungen seiner Thesen, wie zum Beispiel die satirische Kurzgeschichte »Institut für Stadtzerstörung GmbH«. Der transcript-Verlag hat eine schöne Auswahl von neun Texten zusammengestellt und den drei Themenkreisen »Reale und virtuelle Ruinen«, »Architektur und Stadt« und »Raum und Zeit« zugeordnet. Isozaki Aratas Texte sind auch für Architektur Laien eine lohnenswerte Lektüre, da sie Gebäude immer in ihrem kulturellen Kontext sehen und zum Nachdenken, unter anderem über die Entwicklung des städtischen Raumes, das Zusammenleben mit anderen Menschen und Kunst anregen.

ESC – Elisabeth Scherer

Kaneshiro, Kazuki (2011; Japan: 2000): *GO!* [Übersetzung: Nora Bierich]. Cass: Löhne. 208 Seiten. 17,80 €. ISBN 9783980902250.

Die Literatur der koreanischen Minderheit in Japan, die sogenannte *zainichi bungaku* (Literatur der in Japan ansässigen Koreaner)¹, ist außerhalb Japans leider noch wenig bekannt, obwohl japankoreanische Autoren schon mehrfach den bedeutendsten Literaturpreis Japans gewonnen haben (Akutagawa-Preis: 1971 Lee Hoesung, 1988 Lee Yang-ji, 1996 Yū Miri, 2000 Gen Getsu).

¹ Der Ausdruck *zainichi* bedeutet »sich in Japan befinden«. Er steht als Abkürzung für *zainichi chōsenjin* (»in Japan befindliche Nordkoreaner«) oder *zainichi kankokujin* (»in Japan befindliche Südkoreaner«). Die Bezeichnung ist im allgemeinen Sprachgebrauch verbreitet, wirkt aber diskriminierend, da sie einen nur temporären Aufenthalt in Japan impliziert und die Japankoreaner auf eine Position außerhalb der japanischen Gesellschaft festlegt.

Auch die Verfilmung des erfolgreichen Romans *GO!* wurde mit dem gleichnamigen Titel 2002 auf der Berlinale gezeigt und danach im deutschen Fernsehen ausgestrahlt, aber Literaturübersetzungen in das Englische sind nur spärlich vorhanden. Ins Deutsche wurden bisher erst einige Kurzgeschichten japankoreanischer Autoren und ein Roman der japankoreanischen Schriftstellerin Yū Miri übersetzt (*Goldrush*, 2010). Die Veröffentlichung der deutschen Übersetzung des bereits 2000 in Japan erschienenen Romans *GO!* des Japankoreaners Kaneshiro Kazuki ist somit sehr zu begrüßen.

GO! ist (vordergründig) die Liebesgeschichte zwischen Sugihara und Sakurai. Ein Zitat aus Romeo und

Julia, das dem Roman vorangestellt ist, zeigt schon auf, dass es sich um eine Liebe handelt, der viele Hindernisse gegenüberstehen, auch wenn dies sich weniger dramatisch gestaltet als bei Shakespeare. Sugihara und Sakurai entstammen keinen verfeindeten Familien, aber Sugihara ist Nachkomme koreanischer Einwanderer – sein eigentlicher Name ist Lee Chong-ho. Sakurai hingegen ist Japanerin.

Dass es in Japan eine koreanische Minderheit gibt, liegt im japanischen Imperialismus begründet. Als Japan Korea 1910 annektierte, wurden die Koreaner formal japanische Staatsbürger, wenn auch nur zweiter Klasse. Es begann eine Phase der Arbeitsmigration koreanischer Einwanderer nach Japan, wobei es später auch die Verschleppung von Koreanern nach Japan zur Zwangsarbeit gab. Mit dem Friedensvertrag von San Francisco von 1951 verloren die in Japan verbliebenen Koreaner (ca. 650.000 von 2.400.000) ihren Staatsbürgerstatus und wurden wieder zu Ausländern. Die koreanische Gemeinde in Japan vollzog die Teilung Koreas mit und ihre Mitglieder mussten zwischen nord- und südkoreanischer Staatsbürgerschaft wählen. Durch ihren Ausländerstatus werden sie Opfer verschiedener Formen von Diskriminierung und waren zum Beispiel bis Anfang der 1990er Jahre verpflichtet, für die Alien Registration Card ihre Fingerabdrücke nehmen zu lassen. Negativ auf die Berufschancen junger Japankoreaner wirkt sich aus, dass es nicht ohne weiteres möglich ist, mit dem Abschluss einer koreanischen Schule an einer japanischen Universität aufgenommen zu werden. Auch war es für Angehörige der nordkoreanischen Staatsangehörigkeit schwierig ins Ausland zu reisen, wegen fehlender Abkommen zwischen Nordkorea und anderen Staaten inklusive Japan (Zur Situation der koreanischen Minderheit in Japan siehe auch Gohl 1976 und Field 2004).

Wie sich Diskriminierung auch im Privat- und Liebesleben Jugendlicher auswirkt, zeigt Kaneshiro in *GO!* anhand der Beziehung zwischen dem japankoreanischen Jungen Sugihara und dem japanischen Mädchen Sakurai. Der Protagonist Sugihara, der nicht lange zuvor von einer koreanischen Schule auf eine japanische Oberschule wechselte und dort einen japanischen Alias-Namen benutzt, verheimlicht Sakurai deshalb auch seine Abstammung, obwohl er ansonsten die Relevanz solcher Kategorisierungen wie Nationalität und Ethnizität geradezu genüsslich dekonstruiert:

»Eigentlich ist Staatsbürgerschaft so etwas wie ein Mietvertrag«, sagte ich. »Wenn einem die Wohnung nicht mehr gefällt, löst man den Vertrag eben auf« (82).

So wechselt zu Beginn des Romans seine Familie von der nordkoreanischen Staatsangehörigkeit zur südkoreanischen – für eine Hawaii-Reise. Dies gibt Sugihara die Möglichkeit aus dem engen Kreis der koreanischen Schule und den damit verbundenen eingeschränkten Zukunftsaussichten auszubrechen. Doch damit beginnen die Probleme für Sugihara erst. Die Lehrer an seiner alten Schule nennen ihn einen »Volksverräter« (S. 66), er verliert den Kontakt zu fast allen seinen koreanischen Freunden und ist auch an der japanischen Schule isoliert, nachdem dort seine Abstammung bekannt wurde. Ihm haftet das Image eines Schlägertyps an und immer wieder wird er von anderen Schülern seiner Schule herausgefordert, die sich beweisen wollen. Auf einer Party trifft er Sakurai, die auf eine andere Schule geht und von alledem nichts weiß. Sugihara fühlt sich sofort zu der exzentrischen Sakurai hingezogen. Als er ihr schließlich doch die Wahrheit gesteht, wird ihre Beziehung auf die Probe gestellt.

Mit dem Roman klärt Kaneshiro, der selbst auch Japankoreaner der zweiten Generation ist, auf humorvolle Weise über die Problematik der in Japan lebenden Koreaner, deren Lebensrealität und Geschichte auf. Kaneshiro will Jugendlichen, die in einer ähnlichen Situation wie Sugihara sind, helfen. Deshalb schafft er mit Sugihara eine Figur mit hohem Identifikationspotential für japankoreanische (männliche) Jugendliche. Sugihara ist gebildet, sportlich, witzig und selbstbewusst. Dies ist eine bewusste Abkehr von den oft sehr düsteren Werken der früheren *zainichi bungaku*, deren Protagonisten der Diskriminierung meist hilflos ausgesetzt sind und ihre japankoreanische Identität als konfliktbeladen sehen. In einem Interview kritisiert der Autor die bisherige *zainichi bungaku* deswegen auch als nicht genügend lösungsorientiert und zu düster (vgl. Iwata-Weickgenannt 2002:1-2). Kritisch zu sehen ist hier jedoch, dass die Lösung des Konfliktes zu sehr auf körperlicher Stärke beruht. Wer schwach und ungebildet ist, hat keine Chance sich zu behaupten. Die ausgedehnten Gewaltdarstellungen laufen Gefahr, gängige Stereotype über gewalttätige Koreaner zu bestätigen.

Die Übersetzung ist nah am japanischen Text. Dies mag teilweise etwas sperrig wirken, aber dennoch gelingt es Nora Bierich gut, den lockeren Tonfall des

Originals ins Deutsche zu übertragen. Es handelt sich bei *GO!* um ein Jugendbuch, das aber auch für erwachsene Leser ohne weiteres lesenswert ist. Für den Unterricht ist es insofern interessant, als es – vielleicht einprägsamer als ein wissenschaftlicher Aufsatz – gelungen den Mythos der Homogenität der japanischen Nation demontiert.

SKL – Stephanie Klasen

Quellen:

Field, Norma (2004): *Beyond Envy, Boredom and Suffering. Toward an Emancipatory Politics for Resident Koreans and Other Japanese*. In: Weiner, Michael (Hg.): *Race, Ethnicity and Migration in Modern Japan, Vol. II: Indigenous and Colonial Others*. London, New York: Routledge Curzon, S. 193-218.

Gohl, Gerhard (1976): *Die koreanische Minderheit in Japan als Fall einer »politisch-ethnischen« Minderheitengruppe*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz.

Iwata-Weickgenannt, Kristina (in Vorbereitung): Shakespeares Rose, Kaneshiros Löwe. Das Ringen um Anerkennung als Individuum im Roman und in der Verfilmung »Go« des koreanischstämmigen Autors Kaneshiro Kazuki. In: Horres, Robert (Hg.) *Referate des 12. Deutschsprachigen Japanologentags, 2002 in Bonn Bd. IV: Literatur*. Bonn: Bier'sche Verlagsanstalt (in Vorbereitung).

POLITIK

Die politische Situation in Japan zu beschreiben, lässt schnell Gedanken von einer besonderen Dominanz des Staates auf der einen Seite und der Dominanz einer Regierungspartei auf der anderen Seite aufkommen. Doch die Zivilgesellschaft bricht die Grenzen auf, so wie auch bei den erdrutschartigen Ergebnissen für die LDP bei der letzten Wahl. Menschen und Unternehmen engagieren sich immer stärker, wie auch in der vorliegenden Rezension beschrieben wird.

Avenell, Simon Andrew (2009): Civil Society and the New Civic Movements in Contemporary Japan: Convergence, Collaboration, and Transformation. In: Journal of Japanese Studies 35: 2. 247–283.

NGO; Sozialsystem; Zivilgesellschaft

In den letzten drei Jahrzehnten ist innerhalb der japanischen Gesellschaft ein verstärktes zivilgesellschaftliches Engagement spürbar geworden. Die herrschende Interpretation dieses Phänomens geht davon aus, dass es zivilgesellschaftlichen Akteuren gelungen ist, die japanische Gesellschaft zu transformieren und die Dominanz des Zentralstaates zu brechen. Avenell hinterfragt dieses Narrativ. Er zeigt auf, dass sich der Staat ebenso wie einige Unternehmen aktiv in die Gestaltung zivilgesellschaftlicher Strukturen einbrachten. Im Zusammenspiel mit alten Bürgerbewegungen und Aktivitäten der 1970er Jahre wurden so Inhalte und Regeln für zivilgesellschaftliches Engagement mitbestimmt.

Der Staat förderte zunächst in den 1970er Jahren Gruppen von Ehrenamtlichen, um die Japanese-style welfare society zu stützen. Zwar sollten vor allem die Familien die Wohlfahrt übernehmen. Doch war auch den Beamten klar, dass es dazu Hilfe bedurfte. Gleichzeitig bildeten sich neue Gruppen, die im Gegensatz zu den 1960er Jahren politisch weniger dogmatisch agierten. Die Gesellschaft sollte vielmehr von innen heraus reformiert werden. Schließlich brachte sich insbesondere Toyota ein. Das Unternehmen hatte in den USA gelernt, dass Aktivitäten der Bürger für alle hilfreich sein könnten. Toyota förderte durch eine eigene Stiftung zahlreiche Gruppen. Durch verschiedene Informationsveranstaltungen trug Toyota auch zur Vernetzung dieser Gruppen bei.

Simon Avenell zeichnet all diese Entwicklungen kenntnisreich nach und wartet mit vielen interessanten Statistiken, aber auch Einzelbeispielen auf. So gelingt es, die Geschichte zivilgesellschaftlichen Engagements in Japan differenziert aufzuarbeiten und zu entmythologisieren. Der Artikel ist durch die Detailfülle zwar

nicht immer einfach zu lesen, bietet aber gerade deswegen viele Anknüpfungspunkte. Hausarbeiten und Bachelor-Arbeiten zu Themen aus dem Bereich Zivilgesellschaft, Sozialstaat, politische Bewegungen oder alternde Gesellschaft in Japan werden deshalb um diesen Artikel kaum herumkommen – oder um es positiv auszudrücken: Der Artikel kann für solche Arbeiten höchst gewinnbringend eingesetzt werden.

(CT)

KULTUR

Zwei kulturhistorisch ausgerichtete Texte beschäftigen sich mit der sprachlichen Gestaltung der von Yanagita Kunio zusammengetragenen Geschichtensammlung »Tōno Monogatari« und mit den Problemen, die 1938 durch die japanische Übersetzung des koreanischen Bühnenstücks »Ch'unhyangjōn« ausgelöst wurden. Im Fokus der drei übrigen besprochenen Aufsätze stehen populärkulturelle Themen: Der Enka-Sänger Jero, der afroamerikanische Wurzeln hat, die Bedeutung der Figuren in Anime-Serien und der Film »Tokyo Sonata«, der sich mit den Auswirkungen der Polarisierungsgesellschaft (*kakusa shakai*) beschäftigt.

Condry, Ian (2009): Anime Creativity: Characters and Premises in the Quest for Cool Japan. In: Theory Culture Society 26: 2–3. 139–163.

Afro Samurai; Anime; Charaktere (kyarakutā); Cool Japan; Dekoboko Friends; Japanizität; Medien/Populärkultur; Merchandise; Samurai Champloo; Zenmai Zamurai

Das Jahr 2009 war für die westliche Anime-Forschung ein gutes: Neben Thomas Lamarres »Anime Machine« – der ersten umfangreichen Medientheorie des Anime – sind zahlreiche Aufsätze erschienen, die sich mit den Eigenheiten des japanischen Zeichentrickfilms beschäftigen und damit wichtige Ansätze für die Analyse an die Hand geben. Einer dieser Aufsätze stammt von Ian Condry, der Ethnologe am Massachusetts Institute of Technology (MIT) ist und sich bisher vor allem durch seine Studie zu japanischem Hip Hop hervorgetan hat (Duke University Press 2006).

Condry verankert seine Untersuchung, die sich vor allem auf Anime-Charaktere konzentriert, im derzeit sehr populären »Cool Japan«-Diskurs, wiederholt hier aber vor allem bereits bekannte Thesen. Die Stärke von Condrys Untersuchung liegt vielmehr darin, dass er Produzenten, Regisseure und Designer von vier aktuellen Anime-Serien interviewt hat: Dekoboko Friends, Zenmai Zamurai, Samurai Champloo und Afro Samurai. Bei Zenmai Zamurai (NHK) hatte der Autor sogar die Möglichkeit, Skript Meetings teilnehmend zu beobachten und so direkte Einblicke in die Entwicklung der Serie zu erhalten.

Die wichtigste Erkenntnis, die Condry aus seinen Beobachtungen zieht, ist die eher untergeordnete Bedeutung der »Story« eines Anime im Produktionsprozess: Die Entwickler beschäftigen sich zuerst mit den Figuren (*kyarakutā*), den dramatischen Prämissen (*settei*) und mit der Welt, in der die Figuren angesiedelt sind (*sekaikan*). Die Charaktere sind es auch, die eine transmediale Nutzung eines

Anime-Stoffes möglich machen: »Part of the value of widely popular anime series arises precisely from the flexibility in adapting characters and premises across a wide range of media platforms« (160). So können die Figuren einer Serie wie Zenmai Zamurai in Mangas und auf Merchandise-Produkten auftauchen oder als Grundlage für ein Cosplay-Kostüm dienen. Dies ist vor allem deshalb von Bedeutung, da der Markt für *kyarakutā*-Merchandise in Japan zehnmal größer ist als der für die Anime selbst.

Für alle, die sich selbst der Analyse von Anime widmen wollen, folgt aus Condrys Studie, dass den Figuren besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden muss. Der Autor kritisiert zu Recht, dass die bisherige Forschung sich zumeist primär auf der Handlungsebene bewegt hat. Condrys Text, der in leicht verständlichem Englisch verfasst ist, ist daher eine gute Grundlage für die Beschäftigung mit Anime.

(ESC)

Kiuchi, Yuya (2009): An Alternative African American Image in Japan: Jero as the Cross-Generational Bridge between Japan and the United States. In: The Journal of Popular Culture 42: 3. 515 - 529.

Afroamerikaner; Enka; Identität; Jero; Medien/Populärkultur; Musik

Jero ist ein Afroamerikaner, der in Japan als Sänger japanischer Schlagerlieder (*enka*) auftritt. Damit widerspricht er den üblichen, seit Mitte des 19. Jahrhunderts konstruierten Stereotypen, mit denen Afroamerikaner in Japan belegt sind und zu denen u.a. das Image des Afroamerikaners als Vertreter der Hip-hop-Kultur oder als U.S.-Soldat auf Okinawa gehört.

Kiuchi zeigt in seinem Aufsatz am Beispiel des Sängers Jero alternative Images von Afroamerikanern in Japan auf. Dazu stellt er die These auf, dass in Japan – im Gegensatz zu z.B. den USA – die Hautfarbe nur eine sehr geringe Rolle spielt und grundsätzlich enge Beziehungen zwischen Japanern und Afroamerikanern bestünden (vgl. 517f.). Den Erfolg Jeros in Japan sieht Kiuchi darin begründet, dass dieser es schafft, zum einen afroamerikanisches und japanisches Erbe miteinander zu verbinden (seine Großmutter ist Japanerin) und zum anderen durch das *enka*-Genre eine Brücke zwischen der älteren und der jüngeren Generation zu schlagen.

Jero, Geburtsjahr 1981, ist in den USA aufgewachsen und 2003 nach Japan gegangen, um dort als Englischlehrer und IT-Fachmann zu arbeiten. Seine Vorliebe für *enka* hat er von seiner Großmutter

übernommen. 2008 erschien seine erste CD, deren großer Erfolg sicherlich auch in der Auswahl bekannter *enka*-Lieder und deren Mischung mit anderen Musikstilen begründet lag. Kiuchi wertet dies als Symbol der kulturellen Symbiose, die Jero mit seinem alternativem Image von Afroamerikanern verkörpert: Jero imitiert nicht japanische *enka*-Sänger, sondern konstruiert einen eigenen Stil, indem er sich selbst als *enka*-Sänger identifiziert (524). Kiuchi verfolgt in diesem Aufsatz einen interessanten Ansatz, indem er versucht, die (positiv oder negativ besetzten) Stereotype in der Darstellungsweise von Afroamerikanern in Japan zu überschreiten und Alternativen aufzuzeigen. In einem verständlichen Stil geschrieben, bietet der Aufsatz, der in manchen Punkten etwas oberflächlich bleibt (z.B. in der Frage, was überhaupt unter »Japaneseness« zu verstehen ist), spannende Anknüpfungspunkte, mit denen gut weitergearbeitet werden kann.

(JS)

Ortabasi, Melek (2009): Narrative Realism and the Modern Storyteller. Rereading Yanagita Kunio's Tōno Monogatari. In: Monumenta Nipponica 69: 1. 127–165.

Naturalismus; Volkskunde/minzokugaku; writing culture; Yanagita Kunio

Yanagita Kunio gilt als Begründer der Volkskunde (*minzokugaku*) in Japan. Seine 1910 erstmals veröffentlichten »Geschichten aus Tōno« (*Tōno Monogatari*) sind dabei einer der Gründungstexte dieser neuen Disziplin. Yanagita hielt hier fest, was ihm ein aus Tōno (Präfektur Iwate) stammender Universitätsstudent berichtete. Er begab sich daraufhin auch selbst nach Tōno, um sich einen Eindruck zu verschaffen. Die Geschichten spiegeln die Vorstellungswelt der Bewohner des ländlichen Tōno wieder. Obwohl die Erstauflage sehr klein war, wurden die Geschichten bei ihrer zweiten Auflage von 1935 als Klassiker des Genres eingestuft und in der Nachkriegszeit auch von Mishima Yukio als Meilenstein der japanischen Literatur gepriesen.

Die Tōno Monogatari sind also sowohl als ethnographischer als auch als literarischer Text angesehen worden. Diese Ambiguität macht sich Ortatabasi bei seiner umfassenden Analyse des Werks geschickt zunutze. Er zeigt auf, dass Yanagita sich durch den Sprachstil von der neuen literarischen Bewegung des Naturalismus absetzen wollte. Gleichzeitig wird sehr deutlich, wie sich Yanagita dadurch in der intellektuellen Szene Tokyos der späten Meiji-Zeit positionierte und eine Faszination für das ländliche Japan hervorrufen konnte.

Die literaturwissenschaftliche Analyse ist sehr kenntnisreich und ermöglicht spannende Einblicke in die politische Bedeutung von Sprachstilen als Ausdruck der Moderne und Instrument der Identitätsstiftung.

Dadurch vermittelt der Aufsatz auch gute Einblicke, wie sich die Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin in Abgrenzung zum Literaturbetrieb der Hauptstadt konstituieren konnte. Allerdings vermag es Ortobasi nur bedingt, seinen Artikel in einen breiteren wissenschaftlichen Kontext einzuordnen. Der Leser ist gezwungen, mögliche Verbindungen, wie z.B. zur »writing culture«-Debatte der Ethnologie, selber herzustellen. Zwar ist der Aufsatz durch seine

intelligente und detaillierte Argumentation durchaus lesenswert. Doch dürfte es vor allem Studierenden unter diesen Umständen nicht leicht fallen, zu verstehen, was eigentlich verhandelt wird und wofür die Lektüre dienen könnte.

(CT)

Rosenbaum, Roman (2010): From the Traditions of J-horror to the Representation of kakusa shakai in Kurosawa's film Tokyo Sonata. In: Contemporary Japan 22. 115–136.

Familie, Film, Horror, kakusa shakai

Kurosawa Kiyoshis Film »Tokyo Sonata« (2008) ist einer der bedeutendsten japanischen Filme der letzten Jahre. Was darin angesprochen wird, ist nicht weniger als die Erschütterung der Grundfesten der japanischen Gesellschaft, die unter anderem durch den Zerfall der Kernfamilie, die Unsicherheit im Beschäftigungssystem und die wachsende gesellschaftliche Polarisierung ausgelöst wird. So ist es erfreulich, dass sich Roman Rosenbaum in seinem Aufsatz diesem herausragenden Werk sehr zeitnah widmet und es in den gesellschaftlichen Kontext einordnet, in dem es steht.

Der Autor weist zunächst auf die Tradition hin, in der »Tokyo Sonata« steht: Kurosawa Kiyoshis Ansatz ist den *shomin-geki* der Nachkriegszeit verwandt, Filmen von großem Realismus, die sich thematisch auf die Arbeiterklasse konzentrieren. Ozu Yasujiro und Naruse Mikio sind die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung, deren Ziel es ist, die gesellschaftlichen Verhältnisse künstlerisch zu reflektieren.

»Tokyo Sonata« handelt von einem Vater, der seinen Job verliert, seine Stellung als Familienpatriarch gefährdet sieht und seiner Familie daher verschweigt, in welcher misslichen Lage sie sich befinden. Tag für Tag verlässt er wie üblich im Anzug das Haus und bringt seine Tage mit Jobsuche, aber auch mit Streifzügen durch die Stadt und Besuchen bei einer Obdachlosenküche. Die Kommunikation in der Familie ist längst auf ein Minimum reduziert, was vor allem die Aufnahmen der gemeinsamen Abendessen sehr deutlich zeigen. Rosenbaum ordnet »Tokyo Sonata« in den Diskurs um die »Polarisierungsgesellschaft« (*kakusa shakai*) ein und erläutert wichtige Begriffe, die damit in Zusammenhang stehen.

Regisseur von Horrorfilmen bekannt ist. Rosenbaum sieht in »Tokyo Sonata« keine völlige Neuorientierung Kurosawas, sondern stellt fest, dass Horror in diesem Film ebenfalls präsent sei, nur in anderer Form: »The film's horror consists entirely of the mundane, monotonous everyday alienation suffered by Japan's stereotypical family [...]« (123). Zwar zeigt Rosenbaum sehr deutlich auf, wie Kurosawa in seinem Film die Auswirkungen der Polarisierungsgesellschaft auf die japanische Familie portraitiert, jedoch geht der Autor dabei nur sehr begrenzt auf die filmische Ebene ein. Dabei ist es gerade die Art der Inszenierung, die Kurosawas Film so einzigartig macht: Kunstvoll gesetzte Schnitte wie das abrupte Ende des Vorstellungsgesprächs oder die subtil entlarvenden Einstellungen bei den Abendessen sind Beispiele für die handwerklich meisterhafte Umsetzung.

Rosenbaums Aufsatz ist daher vor allem interessant, um den Kontext des Films kennenzulernen. Er verweist auch auf andere Filme, die sich mit ähnlichen Themen beschäftigen, wobei hier auch ein Hinweis auf die Tradition der Darstellung von Familie im japanischen Film, wie sie z.B. von Timothy Iles beschrieben wurde (*The Crisis of Identity in Contemporary Japanese Film*, 2008), wünschenswert gewesen wäre. Als Orientierung für eigene Filmanalysen ist der Aufsatz weniger geeignet, da durch den Verzicht auf eine tiefergehende Betrachtung der visuellen und auditiven Ebene der gesamte Reichtum dieses Films nicht erfasst werden konnte.

(ESC)

Ein wichtiger Ansatz in Rosenbaums Analyse ist die Tatsache, dass Kurosawa Kiyoshi hauptsächlich als

Suh, Serk-Bae (2010): Treacherous Translation. The Japanese-Language Theatrical Version of the Korean Tale Ch'unhyangjōn. In: Positions 18: 1. 171–197.

Imperialismus; Korea; Theater; Übersetzung

1938 wurde das koreanische Bühnenstück »Ch'unhyangjōn« von einer Theaterkompanie in Tokyo auf die Bühne gebracht. Vorausgegangen war eine Übersetzung des Stücks vom Koreanischen ins Japanische durch einen koreanischen Schriftsteller. Durch das Stück wollte die japanische Theaterkompanie die koreanische Kultur, die ihr Leiter als »Mutterleib« der japanischen Kultur ansah, den Japanern verständlicher machen, aber auch Koreanern in Japan ein Stück Heimat bringen.

Suh analysiert, wie diese Übersetzung vor dem kolonialen Hintergrund von verschiedenen Seiten interpretiert und kritisiert wurde. Als das Stück auf Japanisch in Seoul aufgeführt werden sollte, organisierten die Veranstalter eine Diskussion zwischen koreanischen und japanischen Kapazitäten. Die koreanische Seite kritisierte, das Stück sei durch die Übersetzung völlig entstellt worden. Der musikalische Sprachduktus, der das »Ch'unhyangjōn« ausmache, sei verloren gegangen. Das Stück sei einfach nicht in die Sprache der kolonialen Beherrscher übersetzbar. Die japanische Seite hielt dagegen, dass das Stück dafür nun ein viel größeres Publikum finden könne, was sich auch wirtschaftlich bezahlt machen werde.

Diese Diskussionen werden von Suh geschickt theoretisch aufgearbeitet. Suh arbeitet hierfür die Marx'schen Analysen zu Tausch und Wert auf. So kann er zeigen, dass es im kolonialen Kontext keinen Tausch unter Gleichen geben kann. Deshalb muss auch die Übersetzung, die solch einen fairen Tausch vorgaukelt, scheitern. Die Verluste für die, die durch die Übersetzung repräsentiert werden (die Koreaner), können durch die wirtschaftlichen Gewinne gar nicht aufgewogen werden. Während damit die japanische Seite kritisiert wird, zieht Suh die Ethik von Levinas heran, um zu zeigen, dass auch die koreanischen Intellektuellen einem Trugschluss unterliegen. Ihre Behauptung, durch die Übersetzung würde das Wesentliche der koreanischen Kultur verloren gehen, mündete in einen unreflektierten Kulturnationalismus.

Suhs Artikel verbindet einen spannenden Moment kultureller Übersetzung mit einer höchst anspruchsvollen theoretischen Analyse. Dadurch ist der Artikel nicht immer leicht zu lesen und sicherlich keine einführende Lektüre in die Übersetzungstheorie. Eher ist

der Artikel für Masterstudierende und Doktoranden geeignet. Dann allerdings kann er sehr anregend sein, weil die Verbindung zwischen Fallbeispiel und Theorie sehr geglückt ist.

(CT)

WIRTSCHAFT

Pensionäre Haushalte in Japan sparen ab. Sie verbrauchen mehr als sie durch bspw. Rentenzahlungen oder Sparzinsen einnehmen. Dieses Absparverhalten soll durch die im life-cycle-Modell explizierten Gesetzmäßigkeiten erklärt werden. Nach Horioka handelt es sich also nicht nur um ein japanspezifisches Problem, sondern um eine volkswirtschaftlich, wissenschaftlich erfasste Gesetzmäßigkeit.

Horioka, Charles Y. (2010): The (Dis)saving Behavior of the Aged in Japan. In: Japan and the World Economy 22. 151-158.

Alternde Bevölkerung; dissaving; elderly households; Konsum; Sparrate

Es soll bewiesen werden, so umreißt es der Autor des Artikels, dass das life-cycle-Modell eine Erklärung geben kann für das zu beobachtende Sparverhalten pensionärer Haushalte in Japan (im Orig.: »retired aged households«). Nach diesem Modell folgt das Sparverhalten von Personen folgendem Schema: Wobei in den frühen Erwerbsjahren generell niedrige Sparraten zu beobachten sind, ist während des »mittleren Lebenszyklus« ein Anwachsen dieser zu verzeichnen. Wichtig für das Verständnis des Artikels jedoch ist, dass, laut dem life-cycle-Modell, im dritten Zyklus – bspw. bedingt durch eine Pensionierung oder dergleichen – ein Absparverhalten (dissaving) einsetzt.

Während Horioka eine Zusammenfassung älterer, vorwiegend aus den späten 1980er Jahren stammender, Veröffentlichungen erstellt, bemüht er sich, eine Argumentationsgrundlage für die Verwendbarkeit des life-cycle-Modells auszuarbeiten. Vorwiegend werden somit Texte mit Kritik bedacht, deren Ergebnisse nicht mit den Implikationen des life-cycle-Modells kompatibel sind. Jedoch findet er schließlich, bei Ishikawa (1988), einen einwandfreien Beleg für dissaving bei Haushalten, deren erwerbsfähige Personen pensioniert sind, und somit einen Beleg der Validität des life-cycle-Modells. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass Horioka zwar implizit auf die Konzeption des life-cycle-Modells eingeht – bspw. konstatiert er, dass eben dann dissaving zu erwarten ist, wenn sich der Beschäftigungsstatus von Haushalten durch Pensionierung ändert – allerdings das zugrundeliegende Theorem nicht explizit vorstellt. Da man nicht von einem generellen life-cycle-Modell sprechen kann, wäre es angebracht zu erläutern, auf welche Ausarbeitung er sich bezieht – etwa direkt auf die grundlegenden Überlegungen der life-cycle-hypothesis der Ökonomen Franco Modigliani und Richard Brumberg selbst?

Im Folgenden, einer Übersicht neuerer Veröffentlichungen, findet sich Horioka zunächst wiederum mit dem Problem konfrontiert, dass verfügbare Untersuchungen des Sparverhaltens älterer Haushalte, d.h. Haushalte, deren erwerbsfähige Mitglieder sich im dritten Lebenszyklus befinden, für Horiokas Argument im Grunde als unbrauchbar zu bewerten sind. In die besprochenen Untersuchungen wurden nur solche Haushalte einbezogen, deren Personen sich weiterhin in einem Anstellungsverhältnis befanden, also durch ihren Status als Erwerbstätige eigentlich keine Relevanz für eine Untersuchung des Sparverhaltens pensionärer Haushalte haben. Das Jahr 1995 bringt die Wende und verlässliche Daten zu tatsächlich pensionären Haushalten. Aus den somit verfügbar gewordenen Daten lässt sich, für Horioka, deutlich das Phänomen des dissaving ablesen. Die angeführten Statistiken belegen ein dissaving-Verhalten aller untersuchten Gruppen von pensionären Haushalten. En detail reichen die prozentualen dissaving-Raten der verschiedenen Gruppen im Jahr 2008 von 22,4 bis 31,3%; darüber hinaus, so verdeutlicht es Horioka für seine Analyse, sind für den Untersuchungszeitraum von 1995 bis 2008 ausschließlich negative Sparraten festzustellen.

Der Befund der Analyse wird Horioka zum Anlass, Ursachenforschung zu betreiben. Woraufhin der Autor zunächst, nahezu simplifizierend, einen allgemein zu verzeichnenden Anstieg der finanziellen Verpflichtungen konstatiert. Jedoch werden im Anschluss die Gründe für den allgemeinen Anstieg dieser Belastungen aufschlussreich dargelegt. Demnach werden der Rückgang von Sozialversicherungsvergütungen, der Anstieg der Steuer- und Sozialabgaben und ein allgemein zu verzeichnender Anstieg der Ausgaben für Konsum und medizinische Versorgung als Ursachen genannt.

Abschließend unterstreicht der Autor die Übereinstimmung der feststellbaren Besitzdekumulation pensionärer japanischer Haushalte (akkumulierter finanzieller Besitz minus finanzieller Verpflichtungen) mit der im life-cycle-Modell erwarteten Entwicklung der Sparrate bzw. finanziellen Verhältnisse. Er macht ferner darauf aufmerksam, dass daher natürlicherweise ein Trend zur Dekumulation stets feststellbar war, ihr Umfang sich jedoch ausweitete und somit eine Verschärfung des dissaving eintritt. Allerdings fällt der statistisch überprüfbare Zeitraum (1995 – 2008) mit einer gravierenden und anhaltenden Phase der wirtschaftlichen Rezession zusammen, was in den letzten Zeilen des Artikels Erwähnung findet, aber das Fazit des Autors nicht beeinträchtigt: Das life-cycle-Modell erweise sich als idealer theoretischer Rahmen für die konstatierbaren sozio-ökonomischen Realitäten.

Da der theoretische Entwurf der life-cycle-hypothesis eine Schematisierung von Konsumverhalten darstellt, geht Horioka in seinem Aufsatz gewissermaßen auf eine Implikation dieser Theorie ein. Aufgrund dieser Spezifik leitet sich keine generelle Relevanz für Recherchen, bspw. zum Phänomen der alternden Bevölkerung in Japan, ab. Eine Rezeption des Artikels ist jedoch problemlos auch für Nicht-Ökonomen möglich und vielleicht auch interessant.

(CW)

GESELLSCHAFT

Wie lernten junge Japanerinnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wie sie einen Haushalt zu managen haben (Tipton) und welche Bedeutung wird der japanischen Spracherziehung in der Okinawa-Diaspora Boliviens beigemessen (Suzuki)? Neben demographischem (Hertog und Akagawa) und sozialem Wandel (Fujimura und Hommerich) werden Artikel zur häuslichen Gewalt (Cheung et al. und Nagae/Dancy) sowie zur Jugendkriminalität (Yamanoha) besprochen. Ein weiterer Themenschwerpunkt liegt auf den Ursprüngen der japanischen Zivilgesellschaft (Avenell) bzw. dem Erfolg einer zivilgesellschaftlichen Bewegung Okinawas (Tanji).

Akagawa, Manabu (2007): Motekakusa ga umidasu shōshika [Der sich polarisierende Beliebtheitsgrad Lediger verursacht den Geburtenrückgang]. In: Seishōnen Mondai 626: 54. 2-7.

Demographischer Wandel; Geburtenrate; kakusa shakai; Liebe; Partnerschaft

Intensiv und zumeist sorgenvoll werden in Japan seit den 1990er Jahren der Rückgang der Geburtenrate und die Entwicklung zu einer sich polarisierenden Differenzgesellschaft (*kakusa shakai*) sowohl in Fach- und Regierungskreisen als auch in den Massenmedien diskutiert.

Akagawa Manabu, Professor für Kulturosoziologie an der University of Tokyo, thematisiert in dem vorliegenden Artikel die zunehmenden sozialen Differenzen auf dem Heiratsmarkt (in der Liebe). Ausgangspunkt ist hierbei die Annahme, dass die Zunahme lediger Personen in der japanischen Gesellschaft die Ursache für den Rückgang der Geburtenrate ist. Diese Ledigen kennzeichnet zwar weiterhin ein starker Heirats- und Kinderwunsch, der jedoch insbesondere für die wachsende Gruppe der Männer mit einem niedrigen (unter 2 Mio. Yen) und die Gruppe der Frauen mit einem hohen Jahreseinkommen nicht realisierbar ist. Als Ursache identifiziert er den Wunsch der Frauen nach einer hypergamen Heirat, d.h. einer Heirat mit einem ökonomisch und sozial höher stehenden Partner. Somit entstehen zwei neue gesellschaftliche Verlierergruppen, namentlich die Männer der »neuen« Unterschicht und die Frauen der »neuen« Oberschicht.

Dieser Problematik liegt Akagawa zufolge wiederum die fortschreitende »Liberalisierung der Liebe« (Zunahme der Liebesheiraten, Enttabuisierung der außerehelichen Sexualität) seit der Mitte der 1960er Jahre zugrunde. Infolgedessen kommt es zu einer Polarisierung des Beliebtheitsgrades Lediger (*mote kakusa*): Während bereits ökonomisch und sozial begünstigte Menschen (reich, schön, sozial angesehen) Erfolg auf dem Liebesmarkt haben und ihre Beliebtheitsgrad dadurch weiter steigt, ergeht es den eher

benachteiligten Personen gerade umgekehrt. Durch den Grundgedanken des Liberalismus, dass jeder seines eigenen Glückes Schmied ist, erfahren Letztere ihre Situation außerdem als persönliches Scheitern.

Akagawa kritisiert mit dieser Argumentation die derzeitigen Regierungsmaßnahmen gegen den Geburtenrückgang, die sich vornehmlich an bereits verheiratete Paare wenden, statt ledige Menschen mit Heiratsschwierigkeiten zu unterstützen. Insofern liefert der Artikel einen neuen und interessanten Aspekt zu der derzeitigen Debatte um den Geburtenrückgang und die Polarisierung der Gesellschaft. Dennoch muss gesagt werden, dass Akagawa recht pauschalisierend argumentiert und eine differenzierte Betrachtung der komplexen Thematik fehlt. Außerdem bleibt die methodische und theoretische Herangehensweise des Autors unklar. Der Artikel eignet sich – auch aufgrund des Japanischen und der vielfältigen Verweise – nicht als Einstieg in die Thematik. Er kann jedoch zur Vertiefung oder als Einblick in den japanischen Diskurs empfohlen werden, auch wenn er bereits nicht mehr ganz aktuell ist.

NK

Avenell, Simon Andrew (2008): From the »People« to the »Citizen«. Tsurumi Shunsuke and the Roots of Civic Mythology in Postwar Japan. In: *Positions* 16: 3. 711–742.

Anpō; Pragmatismus; Tsurumi Shunsuke; Zivilgesellschaft

Die Proteste gegen den »Vertrag über gegenseitige Kooperation und Sicherheit« zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika, der 1960 unterzeichnet wurde, gelten gemeinhin als der Ursprung eines neuen bürgerlichen Bewusstseins in Japan. Der Begriff *shimin* (Bürger) fand damals, so die Verklärung der Protestbewegung, Eingang in die politische Arena und macht fortan Karriere in Kontexten wie der Zivilgesellschaft (*shimin shakai*). Avenell zeigt dagegen auf, dass die Wurzeln dieses Begriffs auf die direkte Nachkriegszeit zurückführbar sind. Durch diese Vorgeschichte sind auch einige der späteren Probleme in der Konzeption der Zivilgesellschaft erklärbar. Ende der 1940er gründete der Philosoph Tsurumi Shunsuke mit seiner Schwester und einigen gleichgesinnten Intellektuellen, darunter z.B. Maruyama Masao, das Institute for the Science of Thought. Im Dunstkreis dieses Instituts entwickelte er seine Theorie der normalen Leute und des Alltagslebens. Die einfachen Menschen sollten auf Basis ihrer Alltagserfahrungen zur Stütze der neuen Demokratie werden, während sich die Intellektuellen zurückhalten sollten. Letztere hatten vor 1945 versagt, weil sie es nicht vermocht hatten, die Grauen des Faschismus zu verhindern, sondern sich im Gegenteil sogar allzu oft dem Staat andienten. Damit wollte Tsurumi auch sein eigenes Versagen als Intellektueller im Krieg aufarbeiten: Er war als Beamter zuständig für die Anwerbung und Versendung von Trostfrauen gewesen.

Aus heutiger Sicht ist etwas verstörend, dass auch die Nation (*minzoku*) eine wichtige Rolle im Entwurf von Tsurumi spielte. Doch wie Avenell darlegt, hatten die Ideen von Tsurumi sowieso einige Schwächen aufzuweisen: »it was never entirely clear why the ethnic nation and everyday life were more qualified to underwrite democracy than academic knowledge or philosophy« (718). Tsurumi und andere Mitglieder des Instituts entwickelten sich in den nächsten Jahrzehnten zu höchst einflussreichen Vordenkern alternativer linker Bürgerbewegungen. Das Lob des Alltagslebens führte aber auch zu Problemen. So konnten sich Bürgerbewegungen darauf berufen, zunächst ihren eigenen »Hinterhof« gegen Großprojekte des Staates verteidigen zu wollen, ohne sich darum zu kümmern, ob diese dann an anderer Stelle realisiert wurden. Der eigene Alltag konnte so jedenfalls verteidigt und gesichert werden.

Simon Avenell legt die Ursprünge der Zivilgesellschaft in Japan leicht nachvollziehbar dar. Eine Reihe konzeptioneller Probleme aktueller zivilgesellschaftlicher Akteure in Japan werden so verständlicher. Zudem bietet der Aufsatz eine Reihe von Anknüpfungspunkten für eigene Gedanken. Er eignet sich damit gut als historische Basislektüre für Haus- oder Bachelor-Arbeiten im Bereich der Zivilgesellschaft und sozialer Bewegungen.

(CT)

Cheung, Monit; Leung, Patrick; Tsui, Venus (2009): Asian Male Domestic Violence Victims: Services Exclusive for Men. In: *Journal of Family Violence* 24: 4. 447–462.

Asien; Gender; Gewaltopferhilfe; Häusliche Gewalt (domestic violence); psychosoziale Beratung

Häusliche Gewalt wird inzwischen international thematisiert und als Problem erkannt. Bei der Beratung wurde bislang häufig nur von einem weiblichen Opfer und männlichen Täter in der Geschlechterbeziehung ausgegangen. Die Prävalenzen vor allem in den westlichen Ländern widerlegen dies und die Gesellschaft reagiert in Teilen bereits auf neue Konstellationen von Täter und Opfer. Während sich etwa in europäischen Ländern und dem nordamerikanischen Raum die Institutionen auch auf Männer als Opfer häuslicher Gewalt einstellen, stellen Monit Cheung, Patrick Leung und Venus Tsui fest, dass vergleichbare Hilfsangebote in Asien stärker auf Männer in einer Täter-Rolle fixiert sind. Zu der allgemeinen Angst der

männlichen Opfer vor einer sozialen Stigmatisierung und Ausgrenzung kommen, so argumentiert das Team um Cheung, in Asien ein ausgeprägtes Schamgefühl, eine stärkere Selbstkontrolle und eine besondere Vorstellung von Maskulinität hinzu. Die Wertevorstellungen, die in Asien geborene Männer mit einem asiatischen Hintergrund ausbilden, werden von Cheung et al. näher dargestellt und kurz erläutert, wobei auch die Wertevorstellungen des westlichen Kulturkreises nicht außer Acht gelassen werden. Anhand der konkreten Angebote werden die Hilffssysteme für männliche Opfer in Hong Kong, Singapur und in Australien beschrieben. In Australien wird den Opfern in Einzel- und Gruppensitzung mit Hilfe von Telefonkonferen-

zen geholfen, in Hong Kong und Singapur gibt es ein Angebot von Hotlines für Männer, die Hilfe benötigen. Dazu listen Cheung et al. alle englischsprachigen Internetangebote von Hilfseinrichtungen aus Asien, Europa, Nordamerika und Ozeanien auf.

Der Artikel kann als eine reine Bestandsaufnahme Ansätze für weitere Forschung liefern. Die Darstellung der einzelnen Angebote in einer Tabelle ist übersichtlich und schnell zu erfassen. Allerdings beschränkt sich der Artikel thematisch drastisch durch die sprachliche Fixierung auf rein englischsprachige Angebote und stellt die selbst angesprochenen kulturellen und geschlechtlichen Unterschiede der Opfer

kaum in Rechnung. Ebenso fehlt konstruktive Kritik zur Verbesserung der Interventions- und Präventionsmaßnahmen. Neben einer Adressen- und Angebotslisteliste zur Vorbereitung von (Feld-)Forschung ist der Mehrwert des Artikels damit leider gering.

(JAS)

Fujimura, Masayuki (2009): Social Change and Social Policy in Japan. In: International Journal of Japanese Sociology 1: 1. 4-15.

Individualisierung; Pluralisierung; Sozialstaat; Sozialer Wandel; Strukturwandel

Die vorliegende Sonderausgabe des International Journal of Japanese Sociology befasst sich ausschließlich mit dem sozialen Wandel in Ostasien, übersichtlich gegliedert nach Ländern, diese Rezension beschränkt sich aber auf den Japanbezogenen Artikel.

Der soziale Wandel in Japan seit Mitte des 20. Jahrhunderts wird hier von Fujimura kurz und präzise auf 15 Seiten zusammengefasst. Dabei betont der Autor, dass die modernen Staaten sich neuen Anforderungen zu stellen haben: der Staat muss mehr Verantwortung übernehmen und die Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Staatselementen (Politik, Wirtschaft und Kultur) stehen in einem direkten Zusammenhang zur Sozialpolitik. Zunächst stellt Fujimura dem Leser die Fakten vor, also die Hochentwicklungsphase der japanischen Wirtschaft mit den gesamtgesellschaftlichen Folgen (steigendes Volkseinkommen, Erhöhung des Lebensstandards etc.) des entstandenen Wohlfahrtsstaates. Mit der folgenden Phase am Ende des 20. Jahrhunderts beschreibt er die Veränderungen zur Wohlfahrtsgesellschaft mit ihrem Wohlfahrtspluralismus. Dabei zeichnet er eine besonders eindeutige Matrix aus (Post-)Moderne und (Post-)Wirtschaft, in deren einzelnen Sektoren sich die Entwicklung des Staates befindet. Nach einem historischen Überblick über die verschiedenen Stufen der Sozialpolitik in Japan stellt Fujimura die realen Veränderungen dar, die die japanische Wirtschaft in Bezug auf den sozialen Wandel durchlaufen hat (industrieller Strukturwandel; demographischer Wandel; Beschäftigungswandel; Wandel der Sozialausgaben). Hieran schließt ein Ausblick zu den zukünftigen Anforderungen an den japanischen Sozialstaat an. Neben der Globalisierung steht dabei vor allem die Polarisierung der Gesamt-

gesellschaft in Verbindung mit dem Ausschluss von ganzen Bevölkerungsteilen durch die Pluralisierung des Arbeitsmarktes. So schließt Fujimura, dass Japan bisher den Anforderungen des 21. Jahrhunderts noch nicht gewachsen zu sein scheint, da es noch keinen systemischen Wandel des Sozialstaates Japan gegeben hat. Dabei sieht er vor allem die Individualisierung im Beck'schen Sinne als besondere Herausforderung.

Als kurze, detaillierte Darstellung des japanischen Wohlfahrtsstaates in seinen Entwicklungsstufen ist dieser Text wundervoll. Die Eckdaten, etwa in Form von Gesetzgebungen, werden klar und gut verständlich dargestellt. Als Überblick und zum schnellen Verständnis beispielsweise im Rahmen eines Proseminars ist der Text also ein besonders guter Überblick über die Fakten.

Allerdings eignet sich der Text nicht mehr für fortgeschrittene Studierende, die sich bereits im Hauptstudium befinden. Fujimura beschränkt sich auf die Grundlagen und Darstellung der Fakten. Und leider kann die Literaturliste nur bedingt Ideen für die weitere Lektüre geben. Dafür müsste man sich vor allem der Literaturstellen bedienen, die Fujimura aus seiner eigenen Feder angibt.

(JAS)

Hertog, Ekaterina (2008): »The Worst Abuse Against a Child is the Absence of a Parent«: How Japanese Unwed Mothers Evaluate Their Decision to Have a Child Outside Wedlock. In: Japan Forum 20: 2. 193–217.

Alleinerziehende Mütter; Familiennormen; Geburtenrate; Kindererziehung; Scheidung; uneheliche Kinder

Wie in allen industrialisierten Ländern ist auch in Japan der Geburtenrückgang ein viel beachtetes Thema. Die extrem niedrige Geburtenrate beträgt derzeit knapp 1,3 Kinder. Weitaus weniger Aufmerksamkeit erfährt die – zumindest in westlichen Ländern sicher auch weniger bekannte – Tatsache, dass nur 1,9% aller Kinder in Japan außerhalb einer Ehe geboren werden. Dieser Wert, der in den letzten Jahrzehnten nur marginal angestiegen ist, ist auch im internationalen Vergleich extrem gering.

Hertog geht in dem vorliegenden Artikel der Frage nach, warum »alles – sei es eine unglückliche Heirat oder eine Abtreibung – für die meisten japanischen Frauen attraktiver als ein uneheliches Kind erscheint« (194). Dies wird bisher zumeist mit ökonomischen Schwierigkeiten oder der rechtlichen Diskriminierung alleinerziehender Mütter erklärt. Hertog geht jedoch davon aus, dass diese Faktoren nicht ausreichen, um die obige Frage abschließend zu beantworten:

Trotz Verbesserungen der ökonomischen und rechtlichen Situation alleinerziehender Mütter, kam es zu keiner signifikanten Zunahme unehelicher Geburten. Als zusätzlichen und ausschlaggebenden Faktor für die Entscheidung gegen eine uneheliche Geburt identifiziert sie stattdessen spezifische Familien- und Erziehungsnormen. Diesen zufolge ist es für das geistige und seelische Wohl des Kindes unumgänglich, in einer Familie mit beiden Elternteilen aufzuwachsen. Sie stützt sich dabei auf eine eigene qualitative Forschung in den Jahren 2004 und 2005, in deren Rahmen sie über 70 unverheiratete Mütter diverser

Alters- und Berufsgruppen in ganz Japan interviewte. Bis auf eine »unkonventionelle Minderheit« (207) leiden praktisch alle interviewten Mütter unter enormen Schuldgefühlen gegenüber ihren Kindern. Weniger als ökonomische Schwierigkeiten betonen die Mütter immer wieder den vermeintlichen Schaden, den ein Kind nimmt, das ohne Vater aufwächst. Hertog zeigt auf, dass diese Normen noch stärker von ledigen als von geschiedenen Alleinerziehenden verinnerlicht sind.

Hertogs Artikel ist leicht verständlich geschrieben und gibt – trotz des reißerischen Titels – einen äußerst interessanten, differenzierten und teilweise erschreckenden Einblick in eine qualitativ noch kaum untersuchte Thematik. Wünschenswert wäre jedoch eine ausführlichere Beschreibung des soziostrukturellen Kontextes, dessen kurze Darstellung einige Fragen offen lässt. Außerdem wäre es sicher interessant, diesen und die von Hertog genannten Familien- und Erziehungsnormen stärker in Beziehung zueinander zu setzen. Dennoch: Hertogs Forschung kann und muss einen wichtigen Aspekt zu der aktuellen Debatte um den Geburtenrückgang in Japan beitragen. Hier kann der Artikel sehr zur Vertiefung empfohlen werden. Abschließend kann außerdem auf die vor kurzem erschienene Monographie Hertogs *Tough Choices: Bearing an Illegitimate Child in Japan* (Stanford University Press, 2009) verwiesen werden.

(NK)

Hommerich, Carola (2008): Japanese *furitā* and German *Generation Internship*: The *Precarious Post-Materialist* as an Extension to Inglehart's Theory of Value Change. In: Asia Europe Journal 5: 4. 479-498.

Freeter (furitā); Materialismus; Postmaterialismus; Wertewandel

Carola Hommerich stellt zunächst deutlich heraus, dass die Generationen des 21. Jahrhunderts in Japan und Deutschland mit ähnlichen grundsätzlichen Problemen zu kämpfen haben, wenn sie nach der Ausbildung auf den Arbeitsmarkt drängen. Die gleichgerichteten Entwicklungen der Länder werden kurz angerissen, sind verständlich wiedergegeben.

Bezugspunkt für Hommerich sind Ronald Ingleharts Theorien vom Wertewandel und die Verschiebung von einer materialistischen zu einer post-materialistischen Gesellschaft, die sie verkürzt darstellt. Im Folgenden betrachtet Hommerich zunächst die Gruppen *furitā* in Japan und die „Generation Praktikum“ in Deutschland getrennt voneinander. Die *furitā* werden von ihr analog zur allgemeinen wissenschaftlichen

Vorstellung in drei Gruppen (Moratoriums-Typ, Träumer und Typ ohne vergleichbare Alternative) aufgeteilt. Für Deutschland findet sie analog zur Literaturlage keine entsprechend weitgehende Unterteilung. Sie stellt die psychischen und sozialen Folgen für die jeweilige Gruppe anschaulich mit Auszügen aus Interviews in Deutschland und Japan dar.

In einem Exkurs geht Hommerich auf den »World Values Survey« ein und untermauert teilweise die Theorien und Denkansätze mit einem statistischen Unterbau. Leider wirkt dieser Teil ein wenig separiert vom Rest. In der theoretischen Auseinandersetzung

mit den Theorien von Inglehart vermisst man ein wenig die grundlegende Darstellung von Ingleharts Gedanken. Aber wie Hommerich selbst treffend anmerkt, ist es nur ein Start in eine noch tiefer gehende Auseinandersetzung mit diesem spannenden Thema. Der Text eignet sich vor allem als Einstieg in eigene Überlegungen oder als Diskussionsgrundlage, wobei die theoretische Basis durch weitere Textlektüre erweitert werden sollte. Und dieser Text macht, vorausgesetzt man interessiert sich für diese Themen, neugierig, was von Hommerich noch kommen wird.

(JAS)

Moser, Valerie (2008): Zuschreibung von Verantwortung als soziale Praxis. Erste Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt. In: Sozialer Sinn 9. 37-50.

Gesellschaftsbild; Grounded Theory; (Leitfaden-)Interviews; Menschenbild; Verantwortung

Wie und in welchem Umfang schreiben wir anderen Verantwortung für ihr Handeln zu und was verstehen wir unter dem Konzept der Verantwortung? Welche Werte und Normen liegen diesem Konzept zu Grunde? Mit diesen Fragen beschäftigt sich das DFG-Forschungsprojekt »Zuschreibung von Verantwortung« am Institut für Sozialforschung Frankfurt am Main, auf dessen ersten Ergebnissen dieser Artikel basiert.

Anhand der öffentlichen Debatte um die Arbeitsmarktsituation verdeutlicht Valerie Moser den ambivalenten Zuschreibungscharakter von Verantwortlichkeit. Während Arbeitnehmern einerseits die Verantwortung dafür zugeschrieben wird, ob sie einen Job haben bzw. finden können, werde es auf der anderen Seite durch immer komplexere Zusammenhänge schwierig, den oder die Verantwortlichen für bestimmte Folgen überhaupt ausfindig zu machen und somit auch zur Verantwortung zu ziehen. Moser analysiert anhand von Leitfadeninterviews, wie konkret Verantwortung zugeschrieben wird und auf welcher Grundlage das Konzept der Verantwortung dabei verstanden bzw. interpretiert wird.

Aushandlung begriffen. Das Projekt befindet sich noch in der Auswertungsphase und die Autorin präsentiert in diesem Artikel erste Ergebnisse der Interviewanalysen. Eines dieser Ergebnisse ist die Feststellung verschiedener Zuschreibungspraktiken. Die Argumentationen der Interviewten unterscheidet sie auf der Grundlage von verschiedenen Menschen- und Gesellschaftsbildern, auf die sich die Interviewten bezogen und in denen unterschiedliche Werte und Normen zum Ausdruck kommen.

Moser stellt die bisher analysierten Bilder – zum Beispiel den »rechtskonformen Bürger« oder den »autonomen Menschen« – kurz vor und hebt interessante Vermutungen als Ansatzpunkte für die weitere Analyse hervor. Ihre bisherigen Ergebnisse beinhalten zwar keine großen Überraschungen, ermöglichen aber einen interessanten Einblick in »work in progress« eines laufenden Projekts, das nach der Methode der Grounded Theory arbeitet. Der Artikel macht neugierig auf weitere Ergebnisse und ihre Einordnung in den erweiterten Kontext, zum Beispiel der Zuschreibung von Verantwortung bezogen auf die eingangs erwähnte Situation des Arbeitsmarktes.

(CS)

Das Projekt geht von der Grundannahme aus, dass rechtliche und soziale Normen sowie Werte aus gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen resultieren. Somit ist auch das Zuschreiben dieser Normen als Teil jener Aushandlungsprozesse zu betrachten und Zuschreibungen sollten aus diesem Grund hinsichtlich ihrer sozialen Funktion untersucht werden. Um einen Zugang zu diesen Aushandlungsprozessen zu gewinnen, wurden die Interviews bewusst als Gesprächssituation geplant und selbst als Situation der

Nagae, Miyoko; Dancy, Barbara L. (2009): Japanese Women's Perception of Intimate Partner Violence (IPV). In: Journal of Interpersonal Violence, online veröffentlicht am 22. Mai 2009 als doi:10.1177/0886260509334413

Ehe; IPV; häusliche Gewalt (domestic violence); kulturelles setting; qualitative Forschung

Nagae und Dancy haben mit dieser Studie ein in der japanbezogenen Forschung noch wenig beachtetes Problem thematisiert, nämlich die Gewalt gegen die Frau innerhalb einer Partnerschaft (im Folgenden als IPV abgekürzt). International ist diese Form der Gewalt durch die WHO offiziell definiert und spaltet sich in physische, psychische und sexuelle Gewalt.

In Japan geht man davon aus, dass 67–77% der Frauen mindestens einmal in ihrem Leben Opfer mindestens einer Form von IPV wurden. Dabei verhindern gerade die gesellschaftlichen Normen und Werte der patriarchischen Gesellschaft eine öffentliche Thematisierung. Zudem werden dadurch, wie die Autorinnen durch qualitative Interviews belegen, auch die bestehenden Interventionsmaßnahmen gehemmt. Insgesamt wurden elf Frauen aus dem urbanen Umfeld interviewt. Dabei waren alle drei Kategorien von IPV vertreten. Neun der Frauen hatten sich inzwischen von ihren Männern getrennt. Während die körperliche und sexuelle Gewalt zumeist im privaten (abgeschlossenen) Bereich stattfand, erweiterte sich der Täterkreis im Falle von emotionaler Gewalt um die Angehörigen des Ehemannes. Solange die IPV sich nur gegen die Frau richtete, empfand diese ihre eigene Not zumeist als weniger schwerwiegend als die Bedeutung eines präsenten Vaters für ihre Kinder. Die Frauen blieben in der häuslichen Kommunikation eher passiv und versuchten ihren Mann zu beschwichtigen. In dem Augenblick, in dem die Kinder jedoch in Gefahr gerieten, verließen sie den häuslichen Bereich. Die Hälfte der Männer war auch gegenüber den Kindern gewalttätig.

Von den Autorinnen als Folge des japanspezifischen kulturellen Settings gesehen, fühlten sich die Frauen zunächst weder von der Polizei noch vom gesamten rechtlichen System unterstützt. Die Frauenhäuser hingegen stellten für bis zu zwei Wochen eine sichere Bleibe dar. Das Personal dort unterstützte die Frauen auch bei der Vorbereitung eines eigenständigen Lebens mit ihren Kindern. Die Autorinnen schließen damit, dass mit ihrem Ansatz die Probleme im gesamten Präventions- und Interventionssystem aufgezeigt wurden und sich so der Handlungsbedarf für die Zukunft offenbarte. Dabei soll in Zukunft auch die bisher vernachlässigte Sicht der Männer untersucht werden.

In der japanischen Öffentlichkeit wird das von Nagae und Dancy dargestellte Problem inzwischen verstärkt thematisiert und diskutiert. Ihre Interviews stellen eine wichtige Basis für die Typisierung von IPV dar. Aber es handelt sich nur um einen Anfang und so kann man nur mit Spannung erwarten, was die Autorinnen in der Zukunft veröffentlichen werden.

Während in Japan die statistischen Daten gut erfasst sind, ist die nur auf Japan bezogene Forschung noch in ihren Anfängen, und so eignet sich der Text nicht als alleiniger Einstieg in dieses vielschichtige Thema. In Verbindung mit der durch Nagae und Dancy auch angesprochenen Grundlagenliteratur ist der Text aber eine sehr interessante Ergänzung und Vertiefung.

(JAS)

Suzuki, Taku (2010): Learning to be Transnational. Japanese Language Education for Bolivia's Okinawan Diaspora. In: Critical Asian Studies 42: 1. 63-88.

Bolivien; Diaspora; Identität; Okinawa; Spracherziehung

Suzuki stellt in seinem Artikel zwei verbreitete Annahmen über »heritage language education« in Frage. Erstens bezieht er sich auf die Annahme, dass »heritage language« die Nationalsprache des Heimatlandes einer Diaspora-Gruppe sei. Er stellt dieser Auffassung seine eigene Feldforschung der Okinawa-Diaspora in Bolivien gegenüber. An diesem Beispiel versucht er aufzuzeigen, dass die Identifikation mit einem »Heimatland« und dessen Sprache im Falle Okinawas eine Transformation des Konzepts »Heimat« durchlief: Nicht Okinawa und die

Ryūkyū-Sprachen werden als »heritage« bestimmt, sondern Japan bzw. Standard-Japanisch.

Auch in der heutigen Präfektur Okinawa ist Standard-Japanisch die von der Mehrheit gesprochene Sprache. Suzuki nennt jedoch zwei weitere, seiner Meinung nach bedeutendere Gründe für die Förderung der japanischen Sprache in der bolivianischen Diaspora. Zum einen eröffnet Japanisch und die Selbstidentifikation als »Japaner« der Diaspora Gemeinde in Bolivien die Möglichkeit auf materielle Vorteile durch

die Unterstützung des japanischen Staates. Zum anderen sind die Einwanderer zu Großlandbesitzern geworden und werden von ihren bolivianischen Landarbeitern als »japanisch« wahrgenommen. Suzuki beabsichtigt mit dieser Argumentation die zweite Annahme der »heritage language education« in Zweifel zu ziehen. Laut »heritage language education« sei die Sprache des Heimatlandes durch Assimilierung gefährdet und im Begriff, von der Nationalsprache des Ziellandes (hier Bolivien und Spanisch) verdrängt zu werden. Suzuki vertritt die These, dass Spracherziehung in der »Heimatsprache« nicht unbedingt Ausdruck einer defensiven Strategie sein muss. Der Fall der Okinawa-Diaspora in Bolivien zeige vielmehr, dass japanische Spracherziehung die Funktion erfüllt, Differenzen zwischen der Diaspora-Gemeinde und den Bolivianern aufrechtzuerhalten und strategische transnationale Verbindungen zu Japan zu schaffen, um einen überlegenden sozioökonomischen Status zu demonstrieren.

Suzukis Artikel ist äußerst interessant und lesenswert. Suzukis Argumentation impliziert, dass die Identifikation als »Menschen aus Okinawa« zu Gunsten der Identifikation als »Japaner« abgelegt wurde. Tatsächlich zeigen seine Ausführungen jedoch, dass Identität ständig neu ausgehandelt wird. In diesem Prozess stellen »Okinawa« und »Japan« für die Mitglieder der Diaspora-Gemeinschaft keine sich ausschließenden Gegensätze dar. Vielmehr sind die Grenzziehungen ihrer Identifikation durch ihr jeweiliges Gegenüber beeinflusst.

(CS)

Takeyama, Akiko (2010): *Intimacy for Sale: Masculinity, Entrepreneurship, and Commodity Self in Japan's Neoliberal Situation*. In: *Japanese Studies* 30: 2. 231-246.

»affect economy«, Host Club, Kommodifizierung des Selbst, Neoliberalismus, Unternehmerisches Selbst

Verlangen und somit auch Intimität benötigten ein Objekt. Es ist Intimität (»Intimacy for Sale«), als eben eine Bindung zu einem Objekt, die käuflich wird, zur Ware wird. Bei dieser Ware, so argumentiert Takeyama, handelt es sich nicht nur um ein Erzeugnis im Sinne einer Handelsware, mehr noch: um ein ‚Selbst-Erzeugnis‘.

In einer Ethnographie wird den Subjekten nachgespürt, die Erzeuger und Vertreiber des eigenen Selbst sind. Die Autorin präsentiert, am Beispiel Japans männlicher Hosts, das (männliche japanische) unternehmerische Selbst als Phänomen des postindustriellen Konsumerismus und einer globalisierten neoliberalen Sozialerneuerung. Zugleich wird die Funktionsweise des Konsums offengelegt: Ein sich konstruierendes Subjekt objektiviert sich, wird konsumiert und generiert durch die Konstruktion einer Objektivität die eigene Subjektivität, ein Selbst.

Seit den ausgehenden 1980er Jahren vollzieht sich in Japan ein sozio-ökonomischer Wandel. Symptomatisches eines sich ausformenden Neoliberalismus werden auf gesellschaftlich/wirtschaftlicher Ebene augenscheinlich und hinreichend konstatiert: Privatisierung, Deregulierung und ein allgemeiner Unternehmensstrukturwandel; jedoch bindet die Autorin auch das Subjekt in diesen Strukturwandel ein und

diagnostiziert eine fluide, konstruierbare Subjektivität. Dieses Konstrukt soll, als Erzeugnis, Objekt des Konsums werden. Das sich objektivierende Selbst konstruiert die zur Ware gewordene Körperlichkeit anhand des sich diskursiv formierenden Begriffs der Attraktivität – d.h. Gestalt und Ausformung der Ware, des Selbst, unterliegen auch in dieser Hinsicht einer Fluktuation. Takeyama kontrastiert das sich selbst produzierende unternehmerische Subjekt mit der Ikone des Salaryman, den sie als festgeschriebenen Subjekttypus vor dem Strukturwandel postuliert.

»Doing business« ist nun nicht mehr ausschließlich davon abhängig, wie man das Selbst präsentiert, sondern vielmehr wie man es konstruiert: »bodies become an investment tool for engineering and expanding the opportunities for [...] success, fame, and financial gain« (235). Der Unternehmertegeist dieses unternehmerischen Selbst basiert auf flexibler Kapitalakkumulation, die sich jedoch durch eine Selbstakkumulation vollzieht: ein Selbst, aber auch eine Ware wird akkumuliert. Das Kapital, sozusagen die Ressource des Erfolgs, wirkt in dem, was Takeyama als »affect economy« bezeichnet. Wonach die Ware im strengen Sinne nicht konsumiert werden kann, sondern der Affekt, als emotionale Bindung zum Objekt, der Ware. Als Ort des Konsums konstatiert die Autorin den Host Club, »[which] exemplifies this

affect economy, in which the images and experiences of desirable selves and romantic excitement are transformed into commodity objects for exchange» (238).

Obwohl das Hauptaugenmerk Takeyamas Ethnographie dem Selbst zukommt, unterlässt sie es nicht, auf die Grundlagen, den Kontext, und die Funktionsweisen der Kommodifizierung und des unternehmeri-

schen Selbst hinzuweisen. Takeyama entwirft in ihrem Schreiben eine nachvollziehbare Argumentation, gibt Klarheit in Wortwahl und Struktur den Vorzug und, was noch viel wichtiger ist: tut dies auf überzeugende, faszinierende und fundierte Weise.

(CW)

Tanji, Miyume (2008): U.S. Court Rules in the »Okinawa Dugong« Case. Implications for U.S. Military Bases Overseas. In: Critical Asian Studies 40: 3. 475-487.

Anti-Militär-Bewegung; Okinawa; transnational civil society; Umwelt-/Tierschutz

Seit vor der Küste Henokos im Norden der Hauptinsel Okinawas Ende der 1990er Jahre ein Dugong gesichtet wurde, entwickelte sich der Umweltschutz und der Schutz dieses bedrohten Säugetiers zu einem wichtigen Argument der Anti-Militär-Bewegung. Über internationale Organisationen wie WWF und Greenpeace erlangten die Aktivisten weltweit Aufmerksamkeit; die Seekühe wurden zum Symbol des Protests gegen den Bau eines neuen US-amerikanischen Heliports vor der Küste Henokos.

Im Mittelpunkt des Artikels steht der gerichtliche Erfolg, den Umwelt- und Anti-Militärbewegung im Januar 2008 verzeichnen konnten. Miyume Tanji berichtet, wie das Gericht des Bundesstaats San Francisco der Klage verschiedener Umweltaktivisten gegen das amerikanische Verteidigungsministerium stattgab. Unter Bezugnahme auf den National Historic Preservation Act konnten NGOs aus Okinawa, von den japanischen Hauptinseln und aus den USA geltend machen, dass der geplante Bau des U.S. Heliports vor der Küste Okinawas die Dugongs und somit »national monuments« gefährde.

Tanji ordnet diesen Fall in den breiteren Kontext der »transnational civil society« ein. Das Zusammenschließen verschiedener Gruppen aus Okinawa, von den japanischen Hauptinseln und aus den USA bezeichnet sie als ein Beispiel, wie durch transnationale Kooperationen Konflikte am Ort des Geschehens – zwischen denen, die von der Stützpunktwirtschaft in Okinawa leben und den Anti-Militär-Aktivisten – vermieden werden und, wie sie sagt, ein »deficient democratic system« – das Japanische – umgangen oder überwunden werden kann.

Für die Leser, die nicht mit der Geschichte der Anti-Militärbewegung in Okinawa bekannt sind, gibt Tanji einen kurzen Überblick, führt mit wenigen Worten

in die Problematik Henokos ein und schildert, wie es zum Aufbau eines transnationalen Netzwerkes kam. Durch diese Hintergrundinformationen wird auch das Zustandekommen der Idee ersichtlich, in den USA gegen das amerikanische Verteidigungsministerium zu klagen. Nach einer Darlegung der Gerichtsverhandlung widmet sich Tanji zum Ende ihres Artikels den möglichen Folgen und Auswirkungen des Urteils für Henoko und auf einer globaleren Ebene für die amerikanischen Militärstützpunkte im Ausland.

Der Artikel gibt einen guten Einblick in die Problematik und beleuchtet durch seinen aktuellen Bezug die derzeitige Entwicklung in Okinawa. Einige interessante Fragen werden aufgeworfen, die zu einer näheren Auseinandersetzung mit verschiedenen Aspekten anregen. Beim Lesen des Artikels überrascht jedoch, dass die Autorin von »Myth, Protest and Struggle in Okinawa« (2006) sich in keiner Weise kritisch mit der Stilisierung des Dugongs zum Symbol für die »Tradition Okinawas« auseinandersetzt. Es bleibt zu hoffen, dass in Zukunft, wenn das Dugong nicht mehr seine derzeitige strategische Bedeutung für die Widerstandsbewegung einnimmt, von wissenschaftlicher Seite eine kritische Reflexion über die Funktion dieses Symbols stattfindet und die im Protest gegen das amerikanische Militär heraufbeschworenen »Traditionen« dekonstruiert werden.

(CS)

Tipton, Elise K. (2009): How to Manage a Household: Creating Middle Class Housewives in Modern Japan. In: Japanese Studies 29: 1. 95-110.

Ausbildung; Mittelschichtgesellschaft; Rolle der Frau; Taishō-Zeit

Tipton stellt zunächst am Beispiel der Schule für Frauen von Misumi Suzuko die Erziehung von Mädchen und jungen Frauen am Anfang des 20. Jahrhunderts dar. Dabei wurde nicht nur auf ihre Bildung, sondern vor allem auf ihre Vorbereitung auf die Rolle der Mütter der kommenden Generationen Wert gelegt. So wurde zwar das moderne Haushaltsmanagement zu einer Wissenschaft erhoben, aber die tradierten Rollenvorstellungen keineswegs verworfen. Gleichzeitig kam dem Konsum eine zentrale Rolle zu: »It was the role of women's educators [...] to define and inculcate the techniques of modern household management and the appropriate values in their students« (96). Weiterhin strengt Tipton einen Vergleich mit der Mittelklassegesellschaft Deutschlands an und betont die Klassenidentität der neu entstehenden Mittelschichtgesellschaft der 1920er Jahre in Japan. Alle Lerninhalte der Schule für Frauen wurden einer Effizienzprüfung unterzogen. Dabei wurde der Sicherung von finanziellen und zeitlichen Ressourcen eine wichtige Rolle beigemessen. Durch die Stereotypisierung der Lerninhalte wurde gleichzeitig die Stereotypisierung der Haushalte nach westlichem Vorbild hervorgerufen.

Hand der Frau. Der Haushalt wurde zum Zentrum des sozialen Lebens innerhalb der Familie und war mehr als nur Repräsentationsort der Familie nach außen. Zentraler Schaffensbereich der Frau war in diesem Fall die nach westlichem Stil errichtete Küche: »In the reformed kitchen, all work benches are well off the floor, so the housewife and a housemaid stand up or sit on Western-style chairs« (104). Gleichzeitig sollte die Frau der modernen Mittelschicht aber auch in kulturellen Belangen gebildet und aktiv sein.

Tipton liefert einen spannenden Einblick in die Rolle der japanischen Frau zu Beginn des 20. Jahrhunderts, ohne sich auf die Grundsätze der guten Ehefrau und weisen Mutter (*ryōsai kenbo*) zu beschränken. Die Darstellung der Lerninhalte, mit denen sich junge Frauen der 1910er und 1920er Jahre in Japan auseinander setzen mussten, ist besonders gut gelungen. Insgesamt ein lebendiger Artikel, der die Standardwerke der studentischen Ausbildung zu der Ausbildung der Geschlechterrollen im Japan der frühen 20. Jahrhunderts gut ergänzt.

(JAS)

Aber nicht nur die Organisation des Haushaltes sondern auch des gesamten Familienlebens – also gerade auch des gemeinschaftlichen Lebens – lag in der

Yamanoha, Tsuyoshi (2007): Shōnen ni yoru kyōaku hanzai no rikai ni mukete [Hin zu einem besseren Verständnis von schwerer Jugendkriminalität]. In: Seishōnen Mondai 54: 627. 14-19.

Delinquenz; Jugend; Straftäter

Yamanoha stellt in seinem Aufsatz eine Klassifikation jugendlicher Schwerverbrecher vor, die im Rahmen einer im Jahr 2000 vom japanischen Familiengericht einberufenen Kommission entwickelt wurde. Die Klassifikation soll Rückschlüsse auf die Taten und deren Entstehung ermöglichen, um den Hintergrund schwerer Strafdelikte bei Jugendlichen besser einschätzen zu können und effektive Präventionsmaßnahmen zu entwickeln.

Die Klassifikation wurde anhand von Informationen zu sozioökonomischen Hintergründen, Persönlichkeitsmerkmalen und devianten Karrieren von 25 jugendlichen Schwerverbrechern erstellt. Es werden

drei Typen jugendlicher Delinquenz unterschieden. Typ A stammt aus zerrütteten und instabilen Familienverhältnissen, wächst größtenteils in Armut auf und hat als Folge eines von Gewalt geprägten Verhältnisses zu den Eltern ein negatives Selbstwertgefühl. Schon als Kind neigt Typ A zu Problemverhalten. Typ B hingegen wächst in einem stabilen familiären Umfeld auf und wirkt nach außen hin völlig unauffällig. Soziale Inkompetenz durch Isolation und Rückzug in virtuelle Welten (Typ B1) und massive Persönlichkeitsdefizite in Form von psychischen Störungen wie Schizophrenie und Wahnvorstellungen (Typ B2) sind hier dominant. Typ C schließlich wächst in einem stark von Leistungsdruck geprägten familiären

Umfeld auf. Erfahrungen des Versagens und Scheiterns können von ihm nicht kompensiert werden und entladen sich in schwerer Delinquenz. Auffällig ist Yamanoha zufolge insgesamt, dass ein Großteil der untersuchten jugendlichen Schwerverbrecher zu sozialer Isolation neigt und sich ein komplexes Leben in virtuellen oder Traumwelten aufgebaut hat. Ziel neuer Maßnahmen zur Prävention von Delinquenz müsse es deshalb sein, die »Innenwelt« der Jugendlichen zu ergründen.

Yamanohas Aufsatz und das von ihm kreierte Bild des jugendlichen Straftäters als »Rundum-Versager« können als charakteristisch für die aktuelle Devianzforschung angesehen werden. Yamanoha konzentriert sich mit Hilfe der Klassifikation auf individuelle Defizite der Jugendlichen. Gesamtgesellschaftlicher Einflüsse als Faktoren für die Entstehung von Delinquenz lässt er dabei außer Acht, wodurch die Klassifikation unzureichend erscheint. Insgesamt ist der Artikel durchaus lesenswert, ein kritischer Blick sollte jedoch beibehalten werden. Die Lektüre des Aufsatzes setzt fortgeschrittene Japanischkenntnisse voraus.

(SO)

GESCHICHTE

Von der Taishō- bis zur Shōwa-Zeit greifen die folgenden Rezensionen bedeutende Ereignisse der Geschichte Japans im 20. Jahrhundert auf: Es geht um die Interpretation des Kantō-Erdbebens 1923, die philosophische Rechtfertigung des japanischen Imperialismus (Kim), um die amerikanische Flugblattpropaganda während der Schlacht um Okinawa (Szasz) und den umstrittenen Erhalt des Yasukuni-Schreins nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (Mullins). Zudem zeigt ein spannender Exkurs in die Edo-Zeit auf, wie intellektuelle Kreise versuchten, im Rückzug in eine scheinbare Privatheit eine kritische Gegenöffentlichkeit zu erzeugen (Brecher).

Brecher, W. Puck (2009): Down and Out in Negishi. Reclusion and Struggle in an Edo Suburb. In: Japanese Studies 35: 1. 1–35.

Edo-Zeit; Intellektuelle; Öffentlichkeit; Raum

Die Edo-Zeit gilt als Ära mit einer strikten Einteilung der Menschen in ein Ständesystem. Dieses System bildete sich auch in der räumlichen Aufteilung der Hauptstadt Edo ab. Die Samurai bewohnten die höheren Gebiete von Yamanote, während die Handwerker und Händler im niedriger gelegenen Areal von Shitamachi lebten. Die Bauern wiederum hatten ihren Lebensmittelpunkt außerhalb der Stadt. Doch es gab auch Orte, die diese strikte Einteilung aufbrachen und damit quer zur offiziellen Politik der räumlichen Segregation standen. Brecher beschreibt mit Negishi einen Vorort Edos, der Einwohner aus allen Ständen versammelte.

Negishi wurde von den literarisch-künstlerischen Kreisen Edos als Zufluchtsort jenseits der öffentlichen Sphäre der Hauptstadt des Bakufu gerne als Wohnsitz angenommen. Sie siedelten sich hier an, um der Kontrolle des Bakufu auszuweichen und trafen in Negishi auf Bauern und Handwerker. Die soziale Durchmischung des Ortes trug dazu bei, ein eigenes Flair zu schaffen. Darüber hinaus wurde Negishi für seine Naturschönheit gerühmt und häufig in touristischen Büchern der Edo-Zeit beschrieben. Damit schien Negishi geradezu utopische Qualitäten zu besitzen.

Brecher beschreibt den Status von Negishi aus verschiedenen Sichtweisen. Er analysiert, wie es zu seinem utopischen Ruhm kam und wie seine mal mehr mal weniger berühmten intellektuellen Einwohner tatsächlich dort lebten. Einige interessante Punkte, die er in der Einleitung anreißt, werden jedoch leider in der historischen Analyse nicht weiter verfolgt. So ist die Frage nach dem Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Privatheit in der Edo-Zeit für Orte wie Negishi sehr spannend. Zwar zogen sich die Intellektuellen dorthin zurück, um der offiziellen Sphäre des Bakufu zu entfliehen, bildeten in Negishi jedoch intellektuelle Zirkel und waren so keineswegs isoliert. Der Rückzug ins Private hatte also durchaus das Potential, eine begrenzte Gegenöffentlichkeit zu erzeugen. Diese und ähnlich wichtige theoretische Vorstöße werden nur im Vorwort und in der Zusammenfassung angesprochen, jedoch kaum richtig im Hauptteil. So muss man sich als Leser einiges am Ende selber zusammensetzen.

(CT)

Kim, John Namjun (2009): On the Brink of Universality. German Cosmopolitanism in Japanese Imperialism. In: Positions 17: 1. 73–95.

Imperialismus; Kyōto-Schule; nihonjinron

Kim arbeitet in seinem Artikel auf, wie der Philosoph Miki Kiyoshi Ende der 1930er Jahre die imperialis-

tische Aggression Japans zu rechtfertigen versuchte. Die Positionen Mikis wiesen in diesem Rechtfertigung

tigungs-Projekt eine Nähe zur Kyōto-Schule auf, der einflussreichen Bewegung, die eine eigenständige japanische moderne Philosophie begründen wollte.

Miki grenzte zunächst die asiatische Philosophie, die sich auf Ethik gründe, gegen die westliche ab, die seiner Meinung nach epistemologisch geprägt sei. Ebenso verwarf Miki den westlich liberalen Begriff der Freiheit, der im Individuum gründet. Auf dieser Basis konzipierte Miki einen asiatischen Kooperatismus, der sich durch den japanischen Imperialismus verwirklichen und damit die asiatischen Länder befreien sollte. Diese Gesellschaftsform überkomme den Individualismus, ermögliche positive moralische Beziehungen zwischen den Menschen und gründe auf einem Multikulturalismus. Letzteres war nur möglich, indem Miki die Essenz Japans darin sah, dass es gerade keine eigene Essenz habe. Japan habe eine Lernfähigkeit bewiesen, die es an die Spitze der Moderne geführt habe. Demgegenüber sei das westliche Projekt der Moderne mit dem Ersten Weltkrieg in eine Krise geraten. Auch China habe sich durch sein Beharren auf eine eigene essenzielle kulturelle Identität der Chance beraubt, vom Westen zu lernen und sei damit rückständig geblieben.

Der Artikel bietet einen interessanten Einblick in die Art und Weise, wie der japanische Imperialismus von zeitgenössischen Intellektuellen philosophisch untermauert wurde. Zudem lassen sich Parallelen zu den späteren Japandiskursen (*nihonjinron*), aber auch zu aktuellen Debatten um die Zivilgesellschaft ziehen, die zeigen, dass viele Argumente ihre Wurzeln schon vor 1945 haben. Allerdings macht es Kim seinen Lesern alles andere als leicht. Die soziale Einordnung Mikis fehlt völlig. Dass er sich nicht so leicht in klassische rechts-links-Schemen einordnen lässt und gerade deswegen eine spannende Figur ist, geht aus dem Artikel nur andeutungsweise hervor. Auch ansonsten gibt Kim nur im Vorwort einige Hinweise, dass Mikis Denken von größerer Bedeutung war und die Analyse daher lohnend ist. Damit ist der Text eigentlich erst für sehr fortgeschrittene Studierende geeignet, die genügend Vorwissen mitbringen oder sich aneignen und sich so selber das durchaus vorhandene Potenzial des Artikels erschließen.

(CT)

Mullins, Mark R. (2010): How Yasukuni Shrine Survived the Occupation: A Critical Examination of Popular Claims. In: *Monumenta Nipponica* 65: 1. 89–136.

Amerikanische Besatzungspolitik; Religion; Yasukuni

Japanische Revisionisten würden es gerne sehen, wenn der Yasukuni-Schrein wieder zu einer staatlichen Institution würde. In den diversen Rechtfertigungsschriften für den Schrein taucht seit Anfang der 1970er Jahre eine Geschichte aus der direkten Nachkriegszeit auf. General MacArthur hätte sich an Bruno Bitter, einen deutschen Jesuiten der Sophia-Universität, gewandt, um dessen Meinung zu seinem Plan einzuholen, den Yasukuni-Schrein zerstören zu lassen. Bitter hätte sich gegen dieses Vorhaben ausgesprochen und für die Religionsfreiheit und die Bedeutung des Schreins als Ort der Trauer um die Kriegstoten argumentiert. Dadurch sei der Yasukuni gerettet worden. Der Einsatz des Jesuiten dient den Revisionisten als ein Argument für ihre Ziele.

Mullins zeigt detailliert auf, dass die Hintergründe dieser Geschichte wesentlich komplexer waren. MacArthur holte zwar den Rat Bitters und eines weiteren amerikanischen katholischen Missionars ein. Doch hatte er keineswegs ursprünglich die Absicht, den Schrein zu zerstören. Vielmehr war er wie seine beiden katholischen Berater der Meinung, dass die

Besatzung dadurch unnötig erschwert würde, weil sich viele Japaner gegen die Besatzungskräfte wenden würden.

Zudem untersuchte die Religious Division der Besatzungskräfte die Problematik des Staatshintō und damit auch des Yasukuni überaus differenziert. Sie holte dazu den Ratschlag diverser japanischer Religionsforscher ein und besuchte auch den Yasukuni mehrmals, um sich selbst ein Bild zu machen. Bis zum Friedensvertrag von San Francisco 1951 blieb dabei offen, was mit dem Yasukuni letztendlich geschehen solle. Die Einstufung als religiöse Institution, nicht als Ort nationalistischer Staatskulte, ermöglichte das Fortbestehen des Schreins und seiner Unterschreine, der *gokokuinja*. Die Betonung der religiösen Aspekte war auch eine Folge der Aktivitäten der Priester des Schreines selber, die versuchten, die enge Bindung von Staat und Militär abzuschwächen und dem Schrein eine neue, volksnähere Ausrichtung zu geben. Der Schrein und seine Bedeutung wandelten sich so in den sechs Jahren der Besatzungszeit deutlich.

Damit arbeitet Mullins eine spannende Episode der Geschichte des Yasukuni sehr ausführlich auf. Er vermag es zu zeigen, dass die Geschehnisse des Yasukuni zwischen 1945 und 1951 von komplexen Interpretations- und Handlungsgeflechten bestimmt wurden. Durch seine Detailfülle ist der Artikel allerdings nicht immer einfach zu lesen und leider werden auch die interessanten Bestandteile der Geschichte nicht in einen theoretischen Rahmen eingeordnet. Immerhin wird allerdings die Erzählung

von der Errettung des Schreins durch den deutschen Jesuiten Bitter in ihrer Bedeutung relativiert. Entgegen der Meinung revisionistischer Kreise in Japan war sie nie mehr als eine Fußnote in der umstrittenen Geschichte des Yasukuni-Schreins.

(CT)

Schencking, J. Charles (2008): The Great Kanto Earthquake and the Culture of Catastrophe and Reconstruction in 1920s Japan. In: Journal of Japanese Studies 34:2. 295-331.

Kantō Erdbeben; Naturkatastrophen; Städteplanung; Taishō-Zeit; Wohlfahrt (social welfare)

Tief unter Japan, so heißt es, lebt der Riesen-Wels Namazu – so stark sind seine Bewegungen, dass sie gefürchtete Erdbeben auslösen. Auch das große Kantō-Erdbeben von 1923 könnte nach dieser Betrachtungsweise auf ihn zurückgeführt werden – die Frage nach dem Warum löste unter den Zeitgenossen einen regelrechten Boom eines »interpretative use of the disaster to admonish Japanese and reshape the nation« aus (302).

J. Charles Schencking zeichnet die Ausmaße des einflussreichen Erdbebens innerhalb eines »window into 1920s society, culture and politics« nach (296). Dabei erstellt er auf der Basis einer umfangreichen Materialbasis (darunter Augenzeugenberichte von Literaten und Intellektuellen) zwei grundlegende Deutungen der Naturkatastrophe: Einerseits wurde das Erdbeben und die resultierende Zerstörung als »göttliche Strafe« (*tenken, tenbatsu*) für eine hedonistische Konsumkultur und ungezügelter Kapitalismus verstanden. Zum anderen interpretierten es vor allem Sozialreformer und Städteplaner als »günstige Gelegenheit« (*kōki*) für einen ideellen und praktischen Wiederaufbau von Stadt und Nation: Die zum Teil radikalen Umbaupläne beinhalteten die Überlegung, durch konsequente Neugestaltung soziale Spannungsfelder aufzuheben und eine moderne, internationale Großstadt am Reißbrett zu schaffen. Dabei ging es auch um eine Neuformung des nationalen Bewusstseins im Sinne von Sparsamkeit und Opferbereitschaft, unterstützt durch neue Schwerpunkte in Erziehung und staatlicher Bildung sowie Verbote von Alkoholverkauf und Prostitution.

menen Marginalisierung der social welfare-Komponenten im bewilligten Städtebaukonzept führten. Ausgehend von der zeitgenössischen Wertung des Plans als Beweis der Unfähigkeit parlamentarisch-demokratischer Entscheidungsfindungen berücksichtigt er auch mögliche Verbindungen zum Trend zunehmend autoritärer Entscheidungsprozesse während des Pazifikkrieges.

Der Aufsatz von Schencking breitet eine Fülle von Quellen vor dem Leser aus. Sein Ansatz, die Interpretation und Instrumentalisierung von Naturkatastrophen kritisch zu beleuchten, ist hochaktuell und kann problemlos übertragen werden. Die reichhaltige zeitgenössische Materialbasis und die akribische Analyse der Berichte tragen allerdings dazu bei, dass sich der Fokus stark verbreitert und dies wirkt sich sichtbar auf die Länge und Übersichtlichkeit des Aufsatzes aus.

(PB)

Schencking begleitet den politisch umstrittenen Umsetzungsprozess des Wiederaufbaus und zeigt, wie Finanzierungsprobleme und Widerstände von regionalen Politikern letztendlich zu einer fast vollkom-

Szasz, Ferenc Morton (2009): »Pamphlets Away«: The Allied Propaganda Campaign over Japan During the Last Months of World War II. In: Journal of Popular Culture 42: 3. 530–540.

Amerika (USA); Flugblätter; Okinawa; Propaganda; Psychologische Kriegsführung; Zweiter Weltkrieg

Das amerikanische Militär tat sich im Pazifik schwer: Während des Zweiten Weltkrieges sollten hier, ähnlich wie in Europa, mit Mitteln der psychologischen Kriegsführung gegnerische Soldaten entmutigt und die Zivilbevölkerung beeinflusst werden. Doch Einsätze vor Ort waren nicht möglich. Der Einsatzraum war zu weiträumig und es war zu riskant, Spione oder Sympathisanten einzusetzen.

Reaktion der eigentlichen Zielgruppe. Zudem wird auf die Abbildungen der Flugblätter verzichtet – die bloße Beschreibung von Abbildungen und Inhalt verschenkt einiges an Potential des Artikels.

(PB)

Flugblätter wurden zum zentralen Medium für Botschaften an das japanische Militär und die Zivilbevölkerung. Dem Kriegsverlauf folgend zeigt Szasz die Strategie einer psychologischen Kriegsführung aus der Luft. Dabei beleuchtet er auch wie technische Entwicklungen und militärische Erfolge zu einer Neuausrichtung dieser Strategie beitrugen.

Technisch war es die Erfindung der »Monroe bombs«, Bombenbehältern, die ab einer bestimmten Höhe automatisch ihren Inhalt von mehreren tausend Flugblättern freisetzen. Sie machten den bis dahin ungeliebten Abwurf schneller und ungefährlicher für Flugzeug und Besatzung. Andererseits ermöglichte beispielsweise die Eroberung Okinawas den Einsatz von leistungsfähigen Druckerpressen vor Ort statt mobiler, weniger leistungstarker Einrichtungen.

Szasz stellt verschiedene Arten und Ausrichtungen der Flugblätter vor, die von der Androhung der Vernichtung hin bis zur Garantie einer humanen Kriegsgefangenschaft reichten. Dabei beurteilt er auch die Wirkung der in den letzten Kriegsmonaten zunehmenden Flugblattabwürfe: Szasz argumentiert quantitativ mit der Menge der zwei Billionen eingesetzten Flugblätter in Bezug auf die Anzahl der japanischen Soldaten, die sich ergaben. Der positiven Bilanz im Bereich der militärischen Einschüchterung und Aufforderung zur Kapitulation der einzelnen Soldaten steht das nicht erreichte Ziel gegenüber, die japanische Bevölkerung zu ziviler Revolte zu bewegen.

Szaszs Artikel ist zwiespältig zu lesen: Einerseits ist er verständlich und informativ. Dadurch ist der Text ein erfolgreicher »Appetitmacher« und weckt Interesse für das »vergessene« Thema der psychologischen Kriegsführung mit Flugblättern und deren medientechnische Aspekte. Andererseits lässt die Länge – oder vielmehr Kürze – des Artikels nicht mehr als eine knappe Einführung zu. So fehlen japanische Quellen und damit auch eine tiefere, qualitative Analyse der

THEORIE

Die Frage, wie das Vergangene durch die Medien immer wieder vergegenwärtigt wird, ist das zentrale Anliegen der Debatte um Erinnerungskultur. Hier wird an einem Beispiel aus Israel gezeigt, wie sie analysiert werden kann.

Zandberg, Eyal (2010): The Right to Tell the (Right) Story: Journalism, Authority and Memory. In: Media, Culture and Society 32:1. 5–24.

Erinnerungskultur; Holocaust; Israel; Journalismus; kollektives Gedächtnis; Medien/Populärkultur; qualitative Forschung

Seit über 50 Jahren begeht der Staat Israel einen »Holocaust Memorial Day« am 27. Tag des Monats Nisan (März/April). In den großen Tageszeitungen erscheinen an diesem Tag Sonderausgaben, in denen verschiedene AutorInnen an den Holocaust erinnern. Der israelische Medienwissenschaftler Eyal Zandberg begreift den Holocaust als konstituierende Komponente der israelischen Erinnerungskultur. Er untersucht die Frage, was für Personen auf welche Weise in den Sonderausgaben von sieben israelischen Tageszeitungen die öffentliche Erinnerung formen.

Sein Fokus auf die Schreibenden liefert interessante Ergebnisse: Besonders oft schreiben demzufolge diejenigen AutorInnen, die als Überlebende des Holocaust als »biographic authority« (14) anerkannt werden. Andere Personen verfügen über einen staatlich-offiziellen, akademischen, oder kulturellen Hintergrund. Beiträge von JournalistInnen, deren Autorität sich aus Ausbildung und Erfahrung ergibt, sind dabei am seltensten vertreten. Sie schreiben nur dann als AutorInnen, wenn sie zusätzlich einen biographischen oder kulturellen Hintergrund einbringen können.

Zandberg verbindet seine Untersuchung mit Theorien zur Traumabewältigung, um seine Schlussfolgerungen zu den Folgen einer schwachen journalistischen Autorität zu verdeutlichen. Kritisch wirft er dabei dem Großteil der Tageszeitungen bis auf die private Zeitung »Ha'aretz« vor, dass sie durch ihre Auswahl der AutorInnen eine stagnierende Erarbeitung (acting out) des Holocaust anstatt einer sich weiterentwickelnden Verarbeitung (working through) erzeugen.

Der akteurszentrierte Ansatz wirft einen spannenden und teilweise provokanten Blick auf die Rolle der Medien in der israelischen Erinnerungskultur. Da Zandberg nur eine relativ kurze theoretische

Einführung bietet, eignet sich der Text nicht zum Einstieg ins Thema. Aber auf weiterführender Ebene kann die Untersuchung, welche Gruppen oder Einzelpersonen auf welche Art den Erinnerungsdiskurs mitgestalten, für die eigene Forschung weitere Ansätze liefern. Zandberg konzentriert sich teilweise sehr stark auf die biographische Autorität der VerfasserInnen, die inhaltliche Thematisierung bleibt daher oft oberflächlich. Eine Übertragung auf den Bereich Erinnerungskultur(en), beispielsweise in Japan, ist aber grundsätzlich gut möglich und dürfte zu spannenden Ergebnissen führen.

(PB)

AUFSÄTZE

In jedem DJAS-Rezensionenband präsentieren wir Beispiele für Forschung von Studierenden und Dozierenden.

Identitätskonstruktion durch Geschichte.

Die Debatte um Geschichtsbücher in der gegenwärtigen japanischen Gesellschaft
(Nils Dahl)

Einführung

In diesem Aufsatz sollen Zusammenhänge zwischen Gesellschaft und Individuum – bzw. genauer die gesellschaftlichen Konflikte um eine dominante Geschichtsdeutung und ihren Bezug zur Identität des Einzelnen – in Theorie und Praxis thematisiert werden. Den Anfang macht dabei ein zweigeteilter Theorieteil, in dem neben einer knappen Thematisierung der Identitätskonstruktion durch Sozialisation in der Schule Begriffe wie Identität und Wissen diskutiert werden. Danach folgt eine Veranschaulichung der zuvor erarbeiteten Zusammenhänge an Beschreibungen des »Zwischenfalls« bzw. des »Großmassakers« von Nanking im Dezember 1937 aus zwei verschiedenen japanischen Geschichtsbüchern. Dass die jeweiligen Zielsetzungen der beiden Autorengruppen dabei in einem direkten Kontrast zueinander stehen, verdeutlicht zugleich die Umstrittenheit der gewählten Thematik. Diesem Vergleich werden Ergebnisse geschichtswissenschaftlicher Untersuchungen zu eben demselben Thema als eine Art Kontrollgröße vorangestellt. Die zwei zu vergleichenden Versionen wurden beide im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts veröffentlicht und stellen auf ihre jeweilige Art und Weise äußerst ambitionierte Projekte dar, was sich schon in den Titeln der die Ereignisbeschreibungen beinhaltenden Bücher ausdrückt: »Eine neue Geschichte« (*atarashii rekishi*) gegenüber einer »Geschichte, die die Zukunft öffnet« (*mirai wo hiraku rekishi*). Die Idee sich auf die Historie und Historiographie eines einzigen Ereignisses als Beispiel zu konzentrieren, rührt dabei von der Zielsetzung, die Singularität und Komplexität dieses einen Ereignisses als ein Zusammentreffen von verschiedenen Akteuren, Strategien und Kräften zu veranschaulichen, anstatt Kontinuitäten und Ähnlichkeiten in der Geschichte zu betonen. Eine Art methodischen Vorgehens, das bei Foucault auch als »Eventalisation« bezeichnet wird (vgl. Smart 1985: 58f.).

Erziehung und Identitätskonstruktion

Die im hinteren Teil dieser Arbeit verglichenen Textstellen stammen aus Textbüchern, die primär für den Gebrauch an japanischen Mittelschulen bestimmt sind. Schulerziehung und insbesondere Geschichtsunterricht verfolgt in Bezug auf Schüler/innen in diesem Alter unter anderem neben der Vermittlung von bloßem Wissen auch Ziele von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung, wie die Identitätsentwicklung der Schüler/innen und die Herstellung einer Verbindung zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft. Das heißt, dass Geschichtsunterricht eine Quelle für eine Identifikation des Einzelnen mit der Gesellschaft, mit der Nation oder mit dem Staat sein kann. In diesem Sinne sind nationale Schulbücher »representative of officially selected, organized and transmitted knowledge. [...] [T]hey are indispensable to the explication of public representations of national collectivities and identities« (Soysal 2000: 130). Hierdurch findet eine Abgrenzung zwischen sich selbst oder der eigenen Gruppe und anderen bzw. zwischen Innen und Außen statt, was zunächst völlig wertfrei gemeint sein soll. Interessant ist aber, wer (d.h. welche soziale Gruppen) bei einem solchen Prozess inkludiert und wer exkludiert wird. Ferner räumte Max Weber in Bezug auf die Wirkung eines solchen »erzeugten Gemeinschaftsgefühls« ein, dass dieses weiter zu einer Vorstellung von gemeinsamer Ethnizität führen kann, und dass selbst nach Verschwinden einer solchen Gemeinschaft, diese von ihren ehemaligen Mitgliedern noch »als ‚ethnisch‘ empfunden« werden und somit längerfristig politisch nutzbar bleiben kann (vgl. Weber 1976: 238). Dementsprechend besitzt Schulbildung eine enorme Bedeutung im Prozess sowohl der Herstellung eines Zusammengehörigkeitsgefühls einer Gemeinschaft als auch in Bezug auf die kontinuierliche Sicherung oder Entwicklung dieser innergesellschaftlichen Bande, die für das Überleben eines Staatswesens oder einer institutionalen Ordnung eine existentielle Rolle spielen.

Identitätskonstruktionen zwischen Wissen und Macht

Die oben erarbeitete Definition von Identität kann man mit anderen Worten auch als »das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft und der Bejahung dieser Zugehörigkeit« (Münkler 1996: 101) beschreiben. Die auch in dieser Begriffserklärung implizit vorhandene Trennung zwischen dem eigenen Kollektiv und dem »common other« kann dabei aber, wie oben bereits angedeutet, noch stärker in den Vordergrund gerückt werden (vgl. Wendt 1994: 389). Hierauf aufbauend soll der Begriff »Identität« in der Folge von einer weiteren Seite beleuchtet werden. Denn entgegen einer primordialen Konzeption von Identität als etwas Ursprüngliches und von der Natur Gegebenes, wird sie in dieser Arbeit als etwas Konstruiertes und ständig neuen (re-)konstruierenden Einflüssen Ausgesetztes verstanden: »[...] identity is not a fact of society; it is a process of negotiation among people and interest groups. Being Maltese, Greek, Danish, Belgian or Moroccan is a consequence of a political process« (Pace 2003: 167). Somit sind Identitäten politisch besetzt und ebenso politisch umkämpft; eben weil sie hier nicht wie in unserem »Alltagsbewusstsein« als statisch und unveränderbar, sondern als durchaus dynamisch betrachtet werden können (vgl. Hummel und Wehrhöfer 1996: 15f.). Als weitere wichtige Eigenschaft sollte ergänzt werden, dass die Identitätsbildung einer Person nicht einheitlich, sondern »mehrdimensional« zu verstehen ist (vgl. Bach 2001: 162). Verschiedene Identitäten oder Zugehörigkeitsgefühle überlappen sich folglich, sie existieren nebeneinander. So kann eine einzige Person beispielsweise Vater, Sohn, Fischer, Konservativer, Spanier, Europäer usw. zugleich sein.

In diesem Zusammenhang von großer Bedeutung ist die Übernahme von mit Identitätskonzeptionen zusammenhängenden Werten oder Einstellungen in politische Forderungen oder Programme, was oft als Identitätspolitik bezeichnet wird. Letztere beschreibt, warum und wie gesellschaftliche Akteure sowohl zur Herrschaftskonsolidierung als auch bei der Artikulation von Minderheitenmeinungen (z.B. zur Bündelung unterdrückter Kräfte) versuchen, bestimmte Identitätskonzeptionen zu verbreiten, um so eigene Interessen gesellschaftlich durchsetzungsfähig zu machen. Derartige Deutungen von Identitäten als »political projects« (Lawson 2005: 182) verlangen eine ausführlichere Beschreibung dieses umkämpften Raums zwischen Individuum und Gesellschaft, wobei die gesellschaftliche Akkumulation von Wissen als Grund-

lage von individueller Identitätsbildung hierbei im Vordergrund stehen muss. Um einen vermeintlich unvollständigen Ausflug in die Wissenssoziologie und eine Zusammenfassung verschiedener Ideologietheorien zu vermeiden, beschränkt sich diese Thematisierung jedoch auf die Konzeption von Wissen und Macht in den späteren Werken Michel Foucaults.

Ausgehend von dem Erkennen einer »perspectivity of knowledge« (Smart 1985: 59) werden bisher benutzte Schlagwörter wie »Identität« oder auch »Ideologie« nämlich einer Konzeption von Macht-Wissen, also Macht und Wissen, die nach Foucault untrennbar miteinander verbunden sind und einander bedingen, untergeordnet. Er nimmt folglich an, »dass es keine Machtbeziehung gibt, ohne dass sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert« (Foucault 1976: 39). Dabei geht es Foucault vor allem darum, dass Individuen untergeordnet (Subjekte der Macht) werden, indem sie versachlicht und entmenschlicht (Objekte des Wissens) werden. Ein Prozess, der von Macht-Wissen-Verhältnissen durchsetzt ist, wobei letztere immer fallabhängig bleiben, d.h. nicht allgemein definiert werden können (vgl. Smart 1985: 76).

»Macht« wird folglich nicht funktional – wie beispielsweise auch bei Weber¹ – sondern als etwas »was sich entfaltet«, also etwas Dynamisches definiert (vgl. Foucault 1976: 38). Sie ist weder im alleinigen Besitz einer dominierenden Schicht noch »das erworbene oder bewahrte ‚Privileg‘ [dieser] herrschenden Klasse, sondern vielmehr die Gesamtwirkung ihrer strategischen Positionen« (ebd.). In unmittelbarem Zusammenhang hierzu steht nun Foucaults Konzeption von »Wissen« – hier auch als Wissen und damit Macht über Individuen zu sehen – welches durch Techniken der Machtausübung (wie Disziplinarmaßnahmen) oder durch die Ansammlung von Bevölkerungsdaten durch staatliche Institutionen generiert werden kann (vgl. Smart 1985: 103).² Daneben misst er der Selbsterkenntnis und Selbstobjektivierung des Individuums große Bedeutung bei und verknüpft die beschriebenen Konzepte mit dem Aufkommen der Humanwissenschaften, also der Diskursbildung über

¹ Max Weber definierte Macht als »jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht« (Weber 1976: 28).

² Vgl. besonders die Abhandlung über die Entwicklung der Disziplinarmaßnahmen in »Überwachen und Strafen« (Foucault 1976). Die im nächsten Satz erwähnte Thematik der Selbsterkenntnis wird erst in den Studien der Sexualität ausgearbeitet (Foucault 1977).

die Rolle des Menschen in der Geschichte der Moderne. Demzufolge entsteht überall, wo Macht ausgeübt wird, Wissen; umgekehrt ist es genauso. Die von den Humanwissenschaften angenommene Trennung zwischen Wissen (als etwas Reines, Wahres) und Ideologie (in der negativen Deutung als von Machtinteressen durchsetztes Wissen) existiert nicht, vor allem nicht in den Feldern, wo der Mensch zugleich erkennendes Subjekt und erkanntes Objekt ist (vgl. Smart 1985: 136). Es gibt dementsprechend auch keine unangreifbare, reine und wahre Deutung von Geschichte, da diese immer von Machtstrukturen und Machtinteressen durchdrungen sind, weshalb auch Identitätskonzeptionen, die sich oftmals auf derartige Deutungen der eigenen Geschichte stützen, politische Projekte sein können.

Weiterhin zu beachten ist, dass das Unterworfensein der Individuen bei Foucault doppeldeutig gemeint ist. Auf der einen Seite wird das Individuum, stärker sein Geist oder seine »Seele« als sein Körper, durch Technologien der Macht (wie die oben erwähnten Disziplinarmaßnahmen) kontrolliert und so in gewisser Weise in Abhängigkeit zu diesen gebracht (vgl. Foucault 1976: 42f.). Daneben ist das Individuum aber auch noch »tied to an identity by a conscience of self-knowledge« (Smart 1985: 107), und kontrolliert sich somit selbst. Die Identität eines Individuums, als das ein Individuum im Speziellen Kennzeichnende und Charakterisierende, wird folglich von Machtstrukturen durchdrängt, von ihnen bestimmt. Das Individuum unterwirft sich in diesem Fall jedoch nicht, weil bei Verstoß gegen einen vom Staat (schriftlich) festgelegten Gesetzesapparat Bestrafungen drohen, sondern es sich durch sogenannte »techniques of the self« (Smart 1985: 107ff.) selbst kultiviert und beispielsweise bestimmte Vorstellungen von Gut und Böse oder Moral und Unmoral verinnerlicht hat. Dabei wirken die Erfahrungen des Familienlebens, die Schulbildung usw. stark auf die Entwicklung von Identitäten ein, wobei beide Beispiele (wie bei Marx) als Ausdruck der gesellschaftlichen Machtverhältnisse gesehen werden können. Hinzu kommt, dass Schulbildung im Prozess der gesellschaftlichen Modernisierungen immer stärker standardisiert und normalisiert wurde (vgl. Foucault 1976: 236). So werden Identitäten folglich berechenbar und die dazugehörigen Individuen unterworfen. Der Nutznießer dieser Entwicklungen ist im Endeffekt der Staat, da alle Machtbeziehungen unter staatlichen Institutionen rationalisiert und zentralisiert, also unter staatliche Kontrolle gebracht wurden (vgl. Foucault 1982: 224). Zusammenfassend

soll festgehalten werden, dass Wissen in der Folge als perspektivisch, als konstruierbar, betrachtet wird. Daneben erfüllen solche Konstruktionen von Wissen in einer Gesellschaft bestimmte Aufgaben, beispielsweise als Grundlage von Identitätskonzepten. Sie sind in gewisser Weise für das Funktionieren des gesellschaftlichen Systems mitverantwortlich, gleichzeitig aber oder gerade deswegen durchsetzt von Machtbeziehungen.

Die Bedeutung von »Nanking 1937/38« – Historie und Historiographie

Dass geschichtliche Ereignisse aus unterschiedlichen Perspektiven auch unterschiedlich bezeichnet werden, ist keine neuartige Entwicklung. Man denke beispielsweise an den deutschen »Russlandfeldzug« (1941–1945) während des Zweiten Weltkriegs, der in Russland bzw. in der früheren UdSSR als »Großer Vaterländischer Krieg« in die Annalen einging. Derartige Begriffsschöpfungen rühren nicht nur von unterschiedlichen Perspektiven, aus denen ein historisches Ereignis gesehen wird, sondern weisen auch auf eine andere Bedeutung, eine andere Rolle des Ereignisses im Geschichtsbild der jeweiligen Gesellschaft oder Nation hin. Je nachdem wer entscheidend für die Prägung oder Nutzung der Begrifflichkeit verantwortlich war, kann und muss die Bezeichnung auch als Zeichen für eine aktive Identitätspolitik bestimmter gesellschaftlicher Akteure mit bestimmten Interessen und Zielen gesehen werden. Dazu gehört natürlich, einen Begriff für die Kennzeichnung eines historischen Ereignisses zu belegen, wobei der gewählte Begriff als Schlagwort schon oft die gewünschte Deutung des jeweiligen Ereignisses ausdrückt.

Im Falle des Beispiels für verschiedene Geschichtsdarstellungen, das für diese Arbeit ausgewählt wurde, ist eine solche Wirkung verschiedener Bezeichnungen für dasselbe Ereignis ebenfalls zu beobachten. Neben den später aufgegriffenen Bezeichnungen »Nanking Vorfall« (*nankin jiken*) und »Nanking Großmassaker« (*nankin daigyakusatsu*) existieren im Japanischen wie im Deutschen oder auch Englischen noch zahlreiche andere Bezeichnungen für die Ereignisse in Nanking.³ Allein die Existenz von so vielen und so unterschiedlichen Begriffen für ein und dasselbe Ereignis sagt einiges über die Umstrittenheit des Diskussionsgegenstandes aus. Im Folgenden sollen daher die wichtigsten Meinungslager (im innerjapanischen Diskurs)

³ Um mich von den anderen Autoren abzugrenzen, bemühe ich mich ein neutrales »Nanking 1937/38« zu benutzen, wobei zum Teil auch das in Deutschland gebräuchliche »Nanking Massaker« verwendet wird.

sowie deren Hauptstreitpunkte vorgestellt werden. Yoshida Takashi beschreibt in diesem Zusammenhang ein revisionistisches Lager sowie eine progressive Linke als die beiden Extrempositionen der Debatte um Nanking (vgl. 2006: 5). Als Revisionisten definiert Yoshida dabei die Theoretiker, Politiker, Populärwissenschaftler und sonstige für die Debatte relevante Publizierende, die die Geschehnisse in Nanking 1937/38 entweder verharmlost, entschuldigt oder gänzlich geleugnet haben. Ihnen schreibt Yoshida besonders wegen der kritischen Stimmen aus dem Ausland, die auf revisionistische Äußerungen aus Japan reagierten, eine entscheidende Rolle bei der Internationalisierung der Debatte zu (ebd.). Dieser Gruppe gegenüber stehen die Autoren, die versuchten, die Entscheidungen der Tokioter Kriegsverbrecherprozesse zu akzeptieren und so einen Bruch mit dem japanischen System der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zu vollführen. Dieses progressive, internationalistisch-pazifistisch ausgerichtete Meinungslager lässt sich politisch vor allem dem linken Spektrum zuordnen und setzt sich zum Großteil aus Intellektuellen, Lehrern und Studenten zusammen. Nach Uwe Makino ist noch eine andere Art der Unterteilung der Meinungslager in Japan möglich. Denn da neben der Schwierigkeit, eine zeitliche und örtliche Begrenzung für das Nanking Massaker festzulegen, Opferdefinition und Opferzahl die größten Streitpunkte in der Debatte sind, unterscheidet Makino hier von rechts nach links drei Hauptgruppen (vgl. 2007: 185ff.). Die »Illusionisten« sind eher als Leugner des Massakers anzusehen und gehen dementsprechend von einer sehr kleinen Opferzahl aus. Die nächste Gruppe bleibt ohne Namen und befindet sich, was die Opferzahl angeht, in der gemäßigten Mitte der beiden Extremansichten (ca. 20.000 bis 40.000 illegale Tötungen). Die Diskussion um eine passende Bezeichnung für die Geschehnisse in Nanking wird vermieden. Als letzte Gruppe nennt Makino die »Großmassaker-Fraktion«, die sich vor allem aus politisch links anzuordnenden Autoren zusammensetzt und von einer sehr hohen Opferzahl – teilweise über 300.000 – ausgeht (ebd.).

Neben diesen Versuchen der Unterteilung von verschiedenen Lagern, deren Mitglieder sich durch ähnliche Deutungsmuster des Nanking-Massakers auszeichnen, sind ebenfalls noch generelle Trends in der Entwicklung des Diskurses um das Thema »Nanking 1937/38« von Bedeutung. Yoshida beschreibt in diesem Zusammenhang einen Prozess der Internationalisierung des Diskurses, der seiner Meinung nach in vier Phasen ablief (vgl. 2006: 5). Die für diese Arbeit ausgewählten Textauszüge

wurden beide in der vierten und letzten Phase veröffentlicht, die Yoshida bezogen auf Japan mit »A War over History and Memory« betitelt hat. Dieser Zeitabschnitt (ca. ab 1989) ist von einer Vielzahl an Versuchen von revisionistischer wie progressiver Seite gekennzeichnet, eine die andere Seite entkräftende Interpretation des Nanking Massakers zu veröffentlichen, was in jeweils abwechselnden »gains and losses« resultierte (Yoshida 2006: 148). Jedoch konnte sich auch in dieser Phase keine Sichtweise als »dominierend« durchsetzen, weshalb die Thematik auch wohl in naher wie fernerer Zukunft umstritten und aktuell bleiben wird.

In diesem Kontext sollte die offizielle Seite, also die Position der japanischen Regierung zum Thema, nicht vergessen werden, da vor allem Äußerungen oder Aktionen von japanischen Politikern im asiatischen Ausland Empörung hervorriefen. Auf den Internetseiten des Außenministeriums (MOFA bzw. *gaimushō*) wird festgeschrieben, dass »the killing of a large number of noncombatants, looting and other acts« nicht dementiert werden kann (MOFA 2006). Zwar wird mit dem Verweis auf die noch andauernde Debatte um die Opferzahlen und auf die Schwierigkeit, diese zu bestimmen, ein Hauptstreitpunkt der Nanking-Forschung geschickt umgangen. Doch wird im dritten Absatz der Stellungnahme die Verantwortung und Schuld Japans für die durch den aggressiven japanischen Imperialismus entstandenen Schäden und Leiden vor allem an asiatischen Völkern eingestanden und mit erneuter Verpflichtung zum Pazifismus betont, dass man den Pfad »of a peaceful nation with feelings of deep remorse and heartfelt apology always engraved in mind« beschreiten wolle (MOFA 2006). Trotz dieser mit wenigen Abstrichen ziemlich klar formulierten offiziellen Meinung des japanischen Außenministeriums ist eigentlich beachtlich, wie umstritten die Thematik in der japanischen Gesellschaft bleibt. Ein von der Mehrheit der Bürger getragener gesellschaftlicher Konsens scheint in diesem Feld wie auch bezogen auf die Vergangenheitsbewältigung im Allgemeinen nicht zu bestehen, was gerade durch die fortwährende Existenz oben genannter Extrempositionen nachhaltig gestärkt wird (vgl. Petersen 2003: 286f.). Demzufolge bescheinigt Petersen Japan ein »wesentlich höheres Konfliktpotenzial« als beispielsweise Deutschland, was aber auch in den Besonderheiten des japanischen Schulbuchauswahlverfahrens sowie den noch immer schwierigen Beziehungen zu den Nachbarstaaten begründet liegt (vgl. Petersen 2003: 287).

Nach dieser kurzen Einführung in die Historiographie des Themas »Nanking 1937/38« soll nun noch die Historie der Ereignisse beleuchtet werden, um die später vorgestellten Darstellungen richtig in die Debatte einordnen zu können. Da eine differenzierte Beschäftigung mit diesem Thema an dieser Stelle aus mehreren Gründen nicht geleistet werden kann, werde ich mich auf das Zitieren von Uwe Makinos Ergebnissen beschränken, weil er mir als nichtjapanischer Autor durch seine Stellung neben der politisierten Debatte sowie durch die inhaltliche Qualität der Betrachtung als besonders geeignet erschien:

Nanking 1937/38: Nicht »ein« oder »das«, sondern zahlreiche Massaker. Vergewaltigung als Dauerzustand, die Opfer zwischen zwölf und siebzig Jahren alt. Plünderung: Kunstgegenstände und über 800.000 Bücher. Gewalt gegen Zivilisten, Körperverletzung und Mord als Teil der Freizeitgestaltung. Eine verwilderte Soldateska als Ordnungsmacht, die den »hinterhältigen« Chinesen Lektionen erteilt. Systematische Zerstörung der chinesischen Wirtschaftskraft, Millionen von Flüchtlingen im Yangtse-Tal... (Makino 2007: 251).⁴

Makino gibt hier einen Überblick über Verbrechen des japanischen Militärs an chinesischen Zivilisten, Kriegsgefangenen und (mutmaßlichen) Soldaten in den ersten Monaten der Besetzung Nankings (bis ca. Ende Februar 1938). Seine persönliche Kalkulation der Opferzahl von 60.000 bis 70.000 Getöteten setzt sich aus ungefähr 11.000-12.000 Zivilisten, 30.000-33.000 exekutierten Soldaten sowie einer Grauzone von bis zu 24.000 getöteten Menschen zusammen, die beispielsweise die Problematik der »Tötung flüchtender Soldaten« miteinbezieht (vgl. Makino 2007: 205ff.). Die Frage der Verantwortlichkeit oder die Suche nach Gründen für die Eskalation der Situation soll hier weitestgehend ausgeklammert bleiben, doch ist zu betonen, dass wohl eine Vielzahl von Faktoren zu beachten ist: z.B. Konkurrenzkämpfe innerhalb des japanischen Militärs; unklare bis fehlende Befehlslage auf japanischer Seite; die unklare Rolle der Führung in Tokyo; vor allem nach der Eroberung fehlende Kontrolle über japanische Soldaten; schon auf dem Vormarsch eine Politik des »vom Land leben lassen«; auf chinesischer Seite Flucht der chinesischen Hauptkommandeure vor der Eroberung und zum Teil auch darum Ablegung der Uniformen in Teilen der chinesischen Truppen... – nur um einige Erklärungsansätze für diese Fragestellung zu nennen.

Die obigen Darstellungen machen deutlich, wie komplex und vielschichtig allein Versuche der faktenbezogenen Aufklärung der Geschichte der Thematik »Nanking 1937/38« sein müssen. Die Analyse der Meinungslager und Veränderungen in der Darstellung und Interpretation dieser geschichtlichen Ereignisse zeigte allerdings, dass die Komplexität der Debatte nicht nur aus der Größe des Themas resultiert, sondern vor allem auch aus den jeweils individuell verschiedenen »political, social, and psychological forces« (Yoshida 2006: 7), die jeden Autoren in der Debatte geprägt und beeinflusst haben.

»Neue Geschichte« (*atarashii rekishi*):

Der Tsukuru Kai – Zusammensetzung und Ziele

Wie oben bereits angedeutet wurde, sind die Inhalte der Schulbücher nicht nur Kritik von einigen Wissenschaftlern und empörten Reaktionen aus dem Ausland ausgesetzt, sondern es wird auch in Japan selbst kontinuierlich über diese Problematik diskutiert. Bestes Beispiel für eine Form dieser Kritik waren lange Zeit die verschiedene Klagen Ienaga Saburōs, der zeigen wollte, dass das japanische Schulbuchauswahlverfahren verfassungswidrig war, also der japanischen Verfassung widersprach (vgl. Nozaki und Inokuchi 2003: 117). Zwar wurde dies von den Gerichten nicht bestätigt, doch errang Ienaga Teilerfolge, die zu (temporären) Veränderungen des Systems beitrugen (vgl. Saaler 2003: 126).

Dass Kritik an den Zulassungskriterien des Erziehungsministeriums (MEXT bzw. *monbukagakushō*) auch von einer völlig anderen Sichtweise heraus formuliert werden kann, zeigt das Beispiel des Tsukuru Kai. Dieser 1996 gegründete »Verein zur Erstellung eines neuen Geschichtsbuches« ist laut dem Japanforscher Sven Saaler ein »Sammelbecken für Historiker, Publizisten, Manga-Zeichner, Politiker und auch Vertreter der Wirtschaft, welche eine Geschichtserziehung fordern, die Schulkindern ‚gesunden Nationalismus‘ (*kenzen na nashonarizumu*) und ‚Stolz auf das Japanersein‘ (*nihonjin toshite no hokori*) vermittelt« (Saaler 2003: 126f.). Die Vereinigung setzt sich also eher aus Mitgliedern gesellschaftlicher Eliten zusammen, was auch die finanziellen Möglichkeiten und Chancen auf eine erhöhte Präsenz in den Medien verdeutlicht. Wichtige Mitglieder oder Aktivisten des Vereins sind laut Yoshida vor allem Fujioka Nobukatsu, ein Professor für Erziehungswissenschaften und Gründer der Forschungsgruppe für ein liberales Geschichtsbild (*jyūshugi shikan kenkyūkai*), der

⁴ Alle Übersetzungen aus dem Japanischen stammen, wenn nicht anders angegeben, vom Autor.

populäre Manga-Zeichner Kobayashi Yoshinori und der bei der Entstehung des Textbuches bedeutsame Nishio Kanji⁵, seines Zeichens emeritierter Professor der Tokioter Universität für Electro-Communications (vgl. Yoshida 2006: 142).

Ausgehend von der Prämisse, die Schulerziehung nach dem 2. Weltkrieg trage zum Vergessen der Kultur und der Traditionen der Japaner bei und die Inhalte der jetzigen Geschichtsbücher stellten »die Propaganda früherer Kriegsgegner« nun als Tatsachen dar, was vor allem nach Ende des Kalten Krieges durch den »selbstquälerischen Trend« zu fortwährenden Entschuldigungen weiter verstärkt worden sei, sollen neue Schulbücher verfasst werden (Tsukuru Kai 2010b). In diesen soll eine neue Ausgewogenheit in der geschichtlichen Darstellung umgesetzt werden, so dass sowohl »Lichter« als auch »Schatten« der japanischen Geschichte zum Unterrichtsstoff werden können (Tsukuru Kai 2010c).

Folglich wird deutlich, dass die Stärke des Buches nicht nur in der vermeintlich »neuen Geschichte«, sondern auch oder vor allem in der scharfen Kritik am bisherigen Geschichtsunterricht japanischer Schulen, besonders der Mittelschulen, liegt. Diese Kritik bezieht sich auch auf das Nachgeben der japanischen Seite auf Druck von außen, z.B. durch die Einführung der Nachbarstaatenklausel (*kinrin shokoku jōkō*) in den 1980er Jahren, weshalb im Gegensatz dazu für das Lehren der »eigenen« oder »angeborenen« Geschichte Japans eingetreten wird (Tsukuru Kai 2010b). Diese Vorstellung, ein Eingehen auf ausländische Forderungen komme der Übernahme einer ausländischen, nicht-japanischen Perspektive gleich, würde Japan international schwächen und dem Verrat an der japanischen Nation entsprechen, ist typisch für revisionistische Strömungen in Japan, die ihr eigenes Land besonders durch den wirtschaftlichen Aufstieg und die damit verbundene neue internationale Rolle ostasiatischer Staaten wie China und Korea bedroht sehen (vgl. Gerow 2000: 78). Diese Form von Revisionismus oder Neonationalismus drückt sich also nicht nur in der Schulbuchpolitik oder der Debatte um dieselbe aus, sondern ist ein in der japanischen Politik weit verbreiteter Trend, was auch in den Diskussionen um die umstrittenen Besuche japanischer Premierminister zum Yasukuni-Schrein sichtbar wird. Trotz dieser scheinbaren Breite der Bewegung und obwohl einzelne Argumente des

Tsukuru Kai laut Yoshida »almost identical to that of the wartime textbooks« (2006: 152) seien, handelt es sich aber nicht um eine bloße Wiederbelebung der alten Rechten. Vielmehr ist es eine komplexere Entwicklung, in der beispielsweise Veränderungen der außenpolitischen Ausgangslage (wie z.B. die Erstarkung Chinas) oder auch die ökonomische Stagnation in den 1990er Jahren in Japan und daraus folgende Identitätsprobleme eine gewichtige Rolle spielen (vgl. Gerow 2000: 86).

Darstellung und Interpretation des »Nanking-Vorfalles« (*nankin jiken*)

Im über den japanischen Verlag Fusōsha⁶ veröffentlichten »neuen Geschichtsbuch« (*atarashii rekishi kyōkasho*) des Tsukuru Kai findet der Nanking Vorfall nur in einer Fußnote in drei kurzen Sätzen Erwähnung. Thema des zugehörigen Abschnitts ist die Anfangszeit des zweiten sino-japanischen Kriegs (1937-1945), welcher im Kapitel »Zeitalter des Zweiten Weltkriegs« zwischen den Unterkapiteln zum Mandschurischen Zwischenfall und dem zum Kriegsausbruch in Europa behandelt wird. Der entsprechende Absatz und die Fußnote aus der 2005 veröffentlichten Ausgabe des Buchs sind hier in einer offiziellen englischen Übersetzung des Tsukuru Kai angegeben.

Full-Scale War with China

*In August 1937, two Japanese soldiers, one an officer, were shot to death in Shanghai (the hub of foreign interests). After this incident, the hostilities between Japan and China escalated. Japanese military officials thought Chiang Kai-shek would surrender if they captured Nanking, the Nationalist capital; they occupied that city in December. * But Chiang Kai-shek had moved his capital to the remote city of Chongqing. The conflict continued.*

**Note: At this time, many Chinese soldiers and civilians were killed or wounded by Japanese troops (the Nanking Incident). Documentary evidence has raised doubts about the actual number of victims claimed by the incident. The debate continues even today. (Tsukuru Kai 2010d)*

Davon abgesehen, dass dem Führer der Chinesischen Nationalpartei (*Kuomintang*) und späteren Staatsoberhaupt der Republik China auf Taiwan Chiang

⁵ Nishio Kanji trat jedoch im Januar 2006 aus dem Verein aus. Als Gründe nannte er interne Differenzen sowie andere Projekte, jedoch keine Veränderung der persönlichen Weltanschauungen (vgl. Nishio 2006).

⁶ Die neueste Ausgabe des Buchs aus dem Jahre 2009 wurde über den Tokioter Verlag Jiyūsha herausgebracht (Tsukuru Kai 2010a).

Kai-Shek in gewisser Weise die Schuld für das Andauern des Kriegs zugeschrieben wird, ist die Knappheit der Darstellung auffällig. Nicht nur das »Massaker« bzw. hier der »Vorfall« von Nanking, sondern der gesamte Krieg mit China wird sehr oberflächlich beschrieben. Das »japanische Engagement« in China vor dem endgültigen Kriegsausbruch wird dabei durch das generelle Interesse ausländischer Mächte an der chinesischen Hafenstadt Shanghai begründet. Unklar bleibt in dieser Formulierung jedoch, ob »foreign interests« aus chinesischer Sicht (und somit auch Japan als ausländische Macht betrachtend) oder, was meiner Meinung nach eher zutrifft, aus japanischer Sicht gemeint ist. Im zweiten Fall würde die Argumentation der im Japan der 1930er und -40er Jahre von nationalistischen Politikern und Militärmitgliedern propagierten Rechtfertigung des Krieges als »Befreiung Asiens vom Joch des Westens« gleichen, was den Geschichtsrevisionismus der Autorengruppe nochmals veranschaulicht.

Bezogen auf Nanking wird trotz der Kürze der Fußnote berichtet, dass chinesische Zivilisten und Soldaten getötet wurden, auch wenn nicht ausgedrückt wird, unter welchen Umständen dies geschah (z.B. aus Notwehr, aus Willkür usw.). Vergewaltigungen, Plünderungen und Brandstiftungen werden nicht genannt. Zwar wird die Debatte um die Opferzahl sowie die Aktualität derselben angesprochen, doch finden sich keine Angaben über minimale oder maximale Opferzahlprojektionen. Auch offizielle Zahlenwerte, wie die des Internationalen Militärgerichtshofs für den Fernen Osten (*kyokutō kokusai gunji saiban*) in den Tokioter Prozessen von 1946 bis 1948 oder des Nanking Kriegsverbrecher Tribunals (*nankin gunjihōtei*), das ebenfalls von 1946 bis 1948 stattfand, werden nicht angegeben, jedoch, dass die Echtheit derartiger Angaben vielfach bezweifelt wird.⁷

Ein Grund für diese auffällig kurze Beschreibung der umstrittenen Thematik ist im generellen Aufbau des Buches zu finden. Um die lange Geschichte und vermeintliche Kontinuität der nationalen Einheit Japans zu betonen, steht das 20. Jahrhundert nicht im Vordergrund des Buches (wie es in deutschen Geschichtsbüchern vielleicht eher der Fall ist). Und darum ist der zweite sino-japanische Krieg anscheinend nur eine kurze Episode in über zweitausend Jahren zu behandelnder Geschichte. Dies hängt zwar auch mit den Vorgaben des Lehrplans für die Inhalte des Geschichtsunterrichts in den japanischen Mittelschulen

(*gakushūshidōyōryō*) zusammen, doch ist hier ebenso die gelungene praktische Umsetzung der theoretischen Ziele des Tsukuru Kai klar zu erkennen. Statt ein »selbstquälerisches« Bild von Geschichte zu zeichnen, werden die »Schatten« der Geschichte (Tsukuru Kai 2010d) verkürzt bzw. beschönigt dargestellt oder ganz ausgelassen (wie z.B. die nicht genannten Vergewaltigungen und Plünderungen in Nanking), um die Lichter der japanischen Geschichte nicht zu stark zu verdunkeln. So wird auch anstatt »Großmassaker« oder »Massaker« das viel schwächere und unspezifischere »Zwischenfall« verwendet.

Dass eine Thematisierung des »Nanking Vorfalls« nicht den Ausmaßen eines Aufsatzes oder gar Buches zu diesem Thema entsprechen kann, ist vor dem Hintergrund der Vorgabe oder dem Ziel der Zusammenfassung und Raffung von mehreren tausend Jahren Geschichte auf wenigen hundert Seiten verständlich. Dieses Argument relativiert sicherlich auch die teils scharfe ausländische Kritik an dieser Textstelle. Dass man jedoch neben der genannten Tötung von chinesischen Soldaten und Zivilisten nicht mehr Platz für ein Minimum an Worten wie »Plünderung« oder »Vergewaltigung« hatte, ist meiner Meinung nach nur schwer nachzuvollziehen. Gleiches gilt für die Vorenthaltung offizieller Zahlen, was in gewisser Hinsicht mit einer Nicht-Akzeptanz eben dieser offiziellen Vereinbarungen gleichzusetzen ist und den aufmerksamen Leser gewiss fragen lässt, warum das Buch die Zulassung für den Schulunterricht durch staatliche Institutionen in Japan trotz eines derartigen schwerwiegenden Verdachts erhält.

Die hohe mediale Präsenz, die das Buch (nach seiner Zulassung für den Einsatz in japanischen Mittelschulen) vor allem durch kritische Reaktionen im In- und Ausland hatte, konnte sich anfänglich nicht auf die Verkaufszahlen niederschlagen (vgl. Yoshida 2006: 152). Auch in Schulen wurde es kaum eingesetzt (vgl. CBS Interactive 2001). Dennoch hatte der revisionistische Grundgedanke, der hinter der Publikation des »Neuen Geschichtsbuchs« stand, insofern Erfolg, dass auch andere Verlage und Autoren diese Tendenz aufnahmen und so nach der nächsten Schulbuchzulassungsrunde durch das Erziehungsministerium nur noch zwei Textbücher genaue Zahlenangaben bezüglich der Opfer des Nanking Massakers enthielten (vgl. Yoshida 2006: 152). Davon abgesehen blieb der Tsukuru Kai weiter aktiv. Die aktuelle Ausgabe des »Neuen Geschichtsbuchs« wurde 2009 publiziert, wofür dieses Mal wieder der momentane Vereinsvorsitzende Fujioka Nobukatsu die Verantwortung trug

⁷ In der ersten Ausgabe des Buchs wurde eine Erwähnung der Existenz einer Debatte um die Opferzahlen noch weggelassen (vgl. Nishio et al. 2001: 270).

(Tsukuru Kai 2010a). Nach Angaben des offiziellen Internetauftritts des Tsukuru Kai benutzen 0,4% der japanischen Mittelschulen das »Neue Geschichtsbuch« (vgl. ebd.).⁸

»Geschichte, die die Zukunft öffnet« (*mirai wo hiraku rekishi*): Der Nitchūkan linkai – Zusammenfindung und Zielsetzungen

Als eine konstruktive Kritik auf die oben vorgestellte Arbeit des revisionistischen Tsukuru Kai kann das 2005 fertiggestellte und in Japan über den Verlag Kōbunken veröffentlichte Geschichtsbuch »Geschichte, die die Zukunft öffnet« gesehen werden. Im Anhang und auf dem Einband des Buches beschreibt sich die Autorengruppe (*nitchūkan sangoku kyōtsū rekishi kyōzai iinkai*)⁹ als eine Initiative, die aus der Kritik gegenüber der Zulassung des Geschichtsbuchs des Tsukuru Kai für den Schulunterricht an japanischen Mittelschulen durch das japanische Erziehungsministerium im Jahre 2001 entstanden ist. Anstelle von bloßer Kritik an dieser Entwicklung kam man aber unabhängig voneinander zu der Ansicht, dass vielmehr die »Konstruktion eines gemeinsamen Geschichtsbildes« von Nöten sei, »um eine Friedensgemeinschaft in Ostasien aufzubauen« (Nitchūkan linkai 2005: Bucheinband und 221).

Vor diesem Hintergrund eröffneten ähnlich denkende Forscher, Lehrer und andere Bürger der Länder China, Japan und Südkorea schon Anfang 2003 das »Forum für Geschichtsauffassung und Frieden in Ostasien« (*rekishi ninshiki to higashi ajia no heiwa no fōramu*), woraus sich eine fruchtbare Zusammenarbeit mit mehreren Treffen in Tokyo (vier Mal), Nanking (drei Mal) und Seoul (drei Mal) ergab. Aus allen drei Staaten beteiligten sich dabei weit über 10 Aktivisten an der in der bisherigen gemeinsamen Geschichte erstmaligen Zusammenarbeit. Die Arbeit des Tsukuru Kai wird als »aus einem nationenzentrierten Chauvinismus heraus Asien verachtend und einen engstirnigen Nationalismus entfachend« angesehen (Nitchūkan linkai 2005: 221). Das Buchprojekt »Geschichte, die die Zukunft öffnet« ist folglich eine Antwort auf die Frage, welche (Interpretation von) Geschichte in (nordostasiatischen) Schulen gelehrt werden sollte. Wie auch beim »Neuen Geschichtsbuch« soll es sich mehr um die Geburt einer lang anhaltenden gesellschaftlichen Bewegung, als bloß um ein einzelnes

Buch handeln. Ihrer Zielsetzung und der sozialen Herkunft der japanischen Mitglieder (fast alle an Universitäten oder als Lehrer an Schulen beschäftigt) folgend kann man die Gruppe als Ausdruck der progressiven Strömungen in Japan charakterisieren.

Wiedergabe und Deutung des »Großmassakers von Nanking« (*nankin daigyakusatsu*)

Die Beschreibung des »Großmassakers von Nanking« findet sich im Buch des chinesisch-japanisch-koreanischen Komitees in einem zwölf Seiten langen Kapitel über »von der japanischen Armee am chinesischen Volk begangene Grausamkeiten«, das unter anderem Flächenbombardements, den Einsatz von Giftgas oder auch die Problematik der Zwangsprostitution aufgreift (vgl. Nitchūkan linkai 2005: 124-135). Das Thema Nanking wird dabei in einem zwei Seiten langem Unterkapitel behandelt. Schon der Untertitel der Überschrift erklärt, dass der Begriff »Großmassaker von Nanking« als »Überbegriff für Gewalttaten wie Morde, Brandstiftung, Vergewaltigungen und Plünderungen, die das japanische Militär im Dezember 1937 nach der Eroberung der damaligen chinesischen Hauptstadt Nanking an chinesischen Soldaten und der Zivilbevölkerung ausgeübt hat«, zu verstehen ist (Nitchūkan linkai 2005: 126). Der folgende Text ist in der ersten Ausgabe von 2005 in vier Abschnitte zu den Themen des japanischen Vorstoßes von Shanghai nach Nanking, der internationalen Flüchtlingszone in Nanking, den Massakern an chinesischen Soldaten und Zivilisten sowie der Plünderungen und Vergewaltigungen nach der Besetzung der Stadt gegliedert. In der zweiten Auflage des Buchs wurde noch ein Abschnitt zum Thema des Sturzes der Stadt ergänzt (vgl. Kōbunken 2010).

Das bzw. die Massaker werden relativ ausführlich beschrieben, wobei in der Schilderung der Geschehnisse auch vor eher wertenden Begriffen wie z.B. »Blutbad« (*satsuriku*) (Nitchūkan linkai 2005: 127) nicht zurückgeschreckt wird. Hier werden klare Unterschiede gegenüber der Beschreibung des Tsukuru Kai sichtbar, in der nur von »kill« die Rede war. Zudem verdeutlichen Erklärungen der Vorgehensweise bei der Suche nach vermeintlichen Soldaten oder die Aufzählung von Orten, an denen Massenhinrichtungen durchgeführt wurden, die Allgegenwärtigkeit der Verbrechen. Bezogen auf die Opferzahlen wird auf die offiziellen Zahlen des Nanking Kriegsverbrecher Tribunals der Kuomintang-Regierung und die der To-kioter Prozesse zurückgegriffen.

⁸ Das »Neue Bürgerkundebuch« benutzen 0,6% der in Frage kommenden Schulen (Tsukuru Kai 2010a).

⁹ Der Name bedeutet übersetzt »Komitee der Länder Japan, China und Korea für gemeinsame Geschichtsunterrichtsmaterialien« und wird in der Folge mit Nitchūkan linkai abgekürzt.

Thema des letzten Abschnitts des (Unter-)Kapitels sind die Plünderungen, Brandstiftungen und Vergewaltigungen, die durch Soldaten der japanischen Armee in Nanking begangen wurden. In diesem Zusammenhang wird auch der deutsche Siemens-Vertreter John Rabe zitiert, der in einem Brief aus dem Januar 1938 die Zahl der vergewaltigten Frauen auf 20.000 schätzte. Bemerkenswert ist noch der letzte Satz des Kapitels:

Die japanische Regierung und die militärischen Behörden führten eine strenge Informationskontrolle gegenüber der japanischen Bevölkerung durch, aber Berichte über das Großmassaker von Nanking gingen um die Welt und es wurde von der internationalen Öffentlichkeit scharf kritisiert (Nitchūkan linkai 2005: 127).

Neben der Betonung der Kritik der Weltöffentlichkeit und der daraus folgenden Delegitimierung der vom japanischen Militär zu verantwortenden Taten ist der erste Teilsatz von großer Bedeutung, da die allgemeine Bevölkerung Japans hier in gewisser Weise entschuldigt wird. Nicht die Japaner haben einen Angriffskrieg in China (und in anderen Teilen Asiens) geführt, sondern die militärische oder militaristische Führung. Auch die japanische Zivilbevölkerung war demnach ein Opfer dieses Militarismus, zunächst beispielsweise durch Einschränkungen der persönlichen Freiheit, später durch die Gegenschläge der Alliierten (vor allem der USA).

Im Vergleich zum »Neuen Geschichtsbuch« des Tsukuru Kai fallen in der zuletzt beschriebenen Darstellung aus »Geschichte, die die Zukunft öffnet« zunächst der Umfang und die relative Ausführlichkeit der Thematisierung des »Großmassakers von Nanking« auf. Statt einer kurzen, trockenen Fußnote wird den Ereignissen ein deutlich größerer Platz eingeräumt und sowohl der Kriegsverlauf an sich als auch die Verbrechen in Nanking werden durch einige Beispiele im Fließtext (wie z.B. bei der genannten Fahndung nach chinesischen Soldaten, die ihre Uniform abgelegt hatten) sowie durch zwei Tagebucheinträge in vom restlichen Text formal abgehobenen Textabschnitten verdeutlicht.

Interessant ist ebenfalls, dass die im ersten Textbeispiel erwähnten im August 1938 in Shanghai getöteten japanischen Soldaten in dieser Variante überhaupt nicht genannt werden. Im entsprechenden übergreifenden Kapitel zum Krieg zwischen China und Japan wird zur Erklärung des Kriegsausbruchs

zwar neben dem als »von der japanischen Armee verursacht« bezeichneten Zwischenfall auf der Marco-Polo-Brücke in einer Vorstadt von Peking (7.7.1937) auch der »Zweite Shanghaier Zwischenfall« (*dai ni ji shanghai jihen*) genannt, wobei letzterer aber gänzlich unkommentiert bleibt (vgl. Nitchūkan linkai 2005: 114) und in Japan als Überbegriff für die komplette Schlacht um Shanghai verwendet wird. Der »Oyama-Zwischenfall« (*ōyama jiken*), der die Komplikationen um den bei dem unbefugten Betreten des Hongqiao Flughafens von chinesischen Polizisten getöteten japanischen Oberleutnant der Marine Oyama Isao bezeichnet, wird auch an dieser Stelle nicht erwähnt. Auf diese Weise wird der japanischen Seite ein weiteres Argument für die nachträgliche Legitimierung des Angriffs genommen.

Folglich wird klar, dass die Autoren der »Geschichte, die die Zukunft öffnet« die »Grausamkeiten« (*zangyakukōi*), die von (Teilen) der japanischen Armee an der chinesischen Bevölkerung begangen wurden, in ihrer ganzen Härte ungeschönt darstellen möchten. Zudem soll herausgestellt werden, dass das imperiale Japan der Aggressor des Krieges war, und nach der Kolonisierung Taiwans und Koreas in der Mandschurei einfiel, um dann Teile Chinas gewaltsam zu unterwerfen und große Teile Südostasiens zu erobern. Doch wird auch bei dieser Geschichtsdarstellung eine Art von Verzerrung sichtbar, die sich durch eine mögliche Einseitigkeit der Beschreibung oder eine Art von Informationsvorenthaltung offenbart. So wird neben den oben genannten Auslassungen auch die internationale und nationale Debatte um die Opferzahlen nicht genannt. Vielmehr sollen die offiziellen Zahlen der Kriegsverbrechertribunale in Tokyo und Nanking Akzeptanz finden.

Vor einem zusammenfassenden Vergleich der beiden Textstellen soll nun noch kurz ein Blick auf die Auflagestärke des Geschichtsbuchs »Geschichte, die die Zukunft öffnet« gegeben werden, um einen Eindruck von der möglichen Wirkung des Projekts in Japan zu bekommen. Nach Angaben des Verlags wurde die erste Auflage des Buchs (aus dem Jahr 2005) insgesamt sechs Mal nachgedruckt, was einen Gesamtbezug von 70.000 Exemplaren ergab. Die 2006 veröffentlichte zweite Auflage wurde bis August 2009 fünf Mal nachgedruckt. Dies geschah jedoch in kleinerer Stückzahl, so dass bisher 16.000 Exemplare dieser zweiten Auflage publiziert wurden. Angaben darüber, inwiefern Schulen oder Lehrer dem Aufruf des Vereins, das Buch als ergänzende Lehrhilfe zu benutzen, gefolgt sind, konnte der Verlag nicht machen.

Konklusion

Im Theorieteil wurde erarbeitet, dass Schulerziehung starke Einflüsse auf unsere gedanklichen Konzepte sowie auf unser Verhalten haben kann und dies offenbar auch von den Produzenten der Schulunterrichtsinhalte so verstanden wird. Inwiefern unsere Identitäten dann wie bei Marx als »bewusstlose Widerspiegelung ökonomischer Sachzwänge oder [als] verschworene Manipulationsstrategie der politischen Eliten« (Hummel und Wehrhöfer 1996: 27) interpretiert werden können, oder ob diese Deutung, wie es im obigen Zitat anklingt, als zu einseitig gesehen werden muss, ist natürlich umstritten. Fest steht jedoch, dass Identitäten als Summe der bewussten Zugehörigkeiten eines Individuums im Zentrum dieses beschriebenen Prozesses der Erstellung von Schulbuchinhalten stehen und durch ihre Konstruierbarkeit von enormer gesellschaftlicher Bedeutung und dementsprechend umkämpft sind. Diese Vorstellung von Identitätskonstruktionen als etwas von politischen Interessen Durchsetztes diene weiterhin als Überleitung zu zwei weiteren Themen. Erstens, die Alltagsbedeutung eines »wahren und reinen Wissens« anderen Wissenskonzepten, die die Perspektivität jeder Form von Wissen und die Beziehungen von Wissen und Macht herausstellten, gegenüber zu setzen; und auf der anderen Seite diese Prozesse in ihrer Bedeutung für das Funktionieren der Gesellschaft zu beschreiben, folglich zu thematisieren, wie durch die Produktion von Wahrheit regiert wird; in Foucaults Worten: »how men govern (themselves and others) by the production of truth« (Foucault 1981 zitiert nach Smart 1985: 59).

Der Vergleich der Nankingschilderung des Tsukuru Kai mit der des Nitchūkan linkai kann somit als eine Art öffentlicher Diskurs um historische Wahrheit bzw. um die Anerkennung einer bestimmten Interpretation von Geschichte als »Wahrheit« gedeutet werden. Ein Rechtsstaat wie Japan, in dem die Meinungsfreiheit der Bürger garantiert wird, zeichnet sich dabei insofern dadurch aus, dass derartige Diskussionen öffentlich ablaufen können, während Wahrheit in autoritären Systemen wohl eher versteckt produziert wird. Foucaults Deutung dieses Prozesses fasst Smart wie folgt zusammen:

Foucault's argument is that every society has its «regime of truth, its 'general politics' of truth" around which there exists a struggle concerning the status of truth and the role it plays in the socio-economic and political order of things and that is here, at this

level which is central to the structure and functioning of society, that the local struggles of the specific intellectual achieve their significance (Smart 1985: 67f.).

Besonders im letzten Teilsatz wird deutlich, wie sehr das Ergebnis der Wahrheitssuche vom Durchsetzungswillen oder den Interessen der Autoren abhängig sein kann. Die beobachteten Unterschiede zwischen den Beschreibungen aus beiden Textbüchern und den Ergebnissen von Yoshida oder Makino verdeutlichen dies. Was im Schulunterricht gelehrt wird, oder überhaupt jede Form von Wissen »is grounded in a time and a place. And more controversially, in the historians preferences and passions« (Smart 1985: 57f).

Dementsprechend konnten bei beiden Textbüchern – auch bei der zweiten, vom Ansatz her sicherlich konstruktiveren und progressiveren Sichtweise des Nitchūkan linkai – aus geschichtswissenschaftlichem Blickwinkel Defizite in Bezug auf die Ausgewogenheit der Geschichtsdarstellung gefunden werden. Die extreme Politisiertheit der Thematik wirkt sich folglich auf Schwerpunktsetzung und Wortwahl in beiden Büchern aus. Zwar ist die »Geschichte, die die Zukunft öffnet« im Vergleich zum »Neuen Geschichtsbuch« weitaus differenzierter und ausgewogener in ihrer Beschreibung der Ereignisse, doch spielen auch hier mögliche Zugeständnisse an andere an der Arbeit beteiligte Akteure eine wichtige Rolle. Schließlich haben alle drei Länder ihre offizielle Sicht der Dinge, die die Autoren sicherlich prägten, wobei Einflüsse des Entstehungsprozesses sowie auch interner Diskussionen im Komitee nicht in meine Analyse einfließen konnten.

Die mögliche Wirkung beider Bücher ist schwer nachzuvollziehen, da die vor allem anfängliche hohe mediale Präsenz kein tatsächliches Bild ihrer Bedeutung für den Schulunterricht vermittelte. Über den langfristigen Einfluss und über eventuelle Erfolge bei der Konstruktion eines neuen Geschichtsbilds und einer bestimmten nationalen Identität kann hier natürlich keine Aussage getroffen werden. Ebenso wenig kann die Frage beantwortet werden, ob sich eine Seite auf lange Sicht durchsetzen kann. Yoshida beschreibt den Kampf um die Akzeptanz ihrer Deutung der Geschichte zwischen Progressiven und Revisionisten in Japan als derart festgefahren, dass man zu der Prognose kommen müsse, dass »neither side will surrender unconditionally to its opponent in the foreseeable future« (Yoshida 2006:

148). Klar wird jedoch, dass die Konstruktion von Geschichte nicht so sehr von der wissenschaftlichen Geschichtserforschung abhängig ist, sondern eher von den politischen und gesellschaftlichen Zielen, die bestimmte Autoren oder Meinungsführer verfolgen. Diese untergeordnete Rolle des Wissenschaftlichen verdeutlicht aber auch die politische Brisanz der Thematik sowie die emotionalisierte Ladung der Debatte.

Literaturverzeichnis

CBS Interactive (2001): »0.03% of junior high students to use disputed textbook«, http://findarticles.com/p/articles/mi_m0XPQ/is_2001_August_20/ai_78375128 [Stand: 10.2.2010].

Foucault, Michel (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt (am Main): Suhrkamp. (Original von 1975).

Foucault, Michel (1977): *Sexualität und Wahrheit. Erster Band: Der Wille zum Wissen*. Frankfurt (am Main): Suhrkamp.

Foucault, Michel (1981): »Questions of Method«. In: *Ideology and Consciousness*, 8, S.6.

Foucault, Michel (1982): »The Subject and Power«. In: Dreyfus, Hubert L.; Rabinow, Paul (Hg.): *Michel Foucault: Beyond Structuralism and Hermeneutics*. Chicago: University of Chicago Press. S. 208-226 (Nachwort des Buchs).

Gerow, Aaron (2000): »Consuming Asia, Consuming Japan. The New Neonationalistic Revisionism in Japan«. In: Hein, Laura; Selden, Mark (Hg.): *Censoring History. Citizenship and memory in Japan, Germany, and the United States*. Armonk, NY (u.a.): Sharpe. S. 74 – 95.

Hummel, Hartwig; Wehrhöfer, Birgit (1996): »Geopolitische Identitäten«. In: *Welttrends* Nr. 12, S. 7-34. Verfügbar auf: http://www.welttrends.de/downloads/WT12_Hummel.pdf (Stand: 23.2.2010).

Kōbunken (2010), »*Dainihan mirai wo hiraku rekishi*« [im jap. Original: Zweite Ausgabe von Geschichte, die die Zukunft öffnet], <http://www.koubunken.co.jp/0375/0369s.html> (Stand: 10.2.2010).

Lawson, Stephanie (2005): »Culture, Values and Regional Integration in Asia: Critical Reflections on the Politics of Regional Identity«. In: Moon, Woosik;

Andreosso-O'Callaghan, Bernadette (Hg.): *Regional Integration – Europe and Asia Compared*. Ashgate. S. 178 – 193.

Makino, Uwe (2007): *Nanking-Massaker 1937/38*. Norderstedt: Books on Demand.

MOFA (2006): »Historical Issues Q&A«, http://www.mofa.go.jp/policy/q_a/faq16.html#q8 [Stand: 9.2.2010]

Münkler, Herfried (1996): *Reich, Nation, Europa. Modelle politischer Ordnung*. Weinheim: Beltz Athenäum.

Nishio, Kanji (2006), die Einträge »*meiyokaichō jinin no shinbun hōdō ni tsuite*« [Zum Rücktritt des Ehrenpräsidenten] und »*oshirase*« [Mitteilung] auf seinem persönlichen Internetblog <http://www.nishiokanji.jp/blog/?m=200601>, [Stand: 10.2.2010].

Nishio, Kanji et al. (2001): *Atarashii Rekishi Kyōkasho* [Neues Geschichtsbuch]. Tokyo: Fusosha.

Nitchūkan Sangoku Kyōtsū Rekishi Kyōzai linkai (2005): *Mirai wo Hiraku Rekishi* [Geschichte, die die Zukunft öffnet]. Tokyo: Kōbunken.

Nozaki, Yoshiko; Inokuchi, Hiromitsu (2000): »Japanese Education, Nationalism and Ienaga Saburō's Textbook Lawsuits«. In: Hein, Laura; Selden, Mark (Hg.): *Censoring History. Citizenship and memory in Japan, Germany, and the United States*. Armonk, NY (u.a.): Sharpe. S. 96 – 126.

Pace, Michelle (2003): »Rethinking the Mediterranean: Reality and Re-Presentation in the Creation of a 'Region'«. In: Laursen, Finn (Hg.): *Comparative Regional Integration*. Aldershot (u.a.): Ashgate. S. 161 – 184.

Petersen, Susanne (2003): »Geschichtspolitik in japanischen Schulbüchern«. In: Cornelißen, Christoph; Klinkhammer, Lutz; Schwentker, Wolfgang (Hg.): *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*. Frankfurt (am Main): Fischer Taschenbuch Verlag. S. 285-298.

Saaler, Sven (2003): »Implikationen der Debatte um japanische Geschichtsbücher für die japanisch-koreanischen Beziehungen«. In: Ducke, Isa; Saaler, Sven (Hg.): *Japan und Korea auf dem Weg in eine gemeinsame Zukunft – Aufgaben und Perspektiven*. München: Iudicium. S. 123 – 152.

Smart, Barry (1985): *Michel Foucault*. Chichester, England (u.a.): Ellis Horwood Limited (u.a.).

Soysal, Yasemin Nuhoglu (2000): »Identity and Transnationalization in German School Textbooks«. In: Hein, Laura; Selden, Mark (Hg.). *Censoring History. Citizenship and memory in Japan, Germany, and the United States*. Armonk, NY (u.a.): Sharpe. S. 127 – 149.

Tsukuru Kai (2010a), offizieller Internetauftritt, <http://www.tsukurukai.com/index.html> [Stand: 10.2.2010].

Tsukuru Kai (2010b), »shuchō« [Einstellungen/Geltendmachung], http://www.tsukurukai.com/02_about_us/01_opinion.html [Stand: 10.2.2010].

Tsukuru Kai (2010c), »Q&A«, http://www.tsukurukai.com/02_about_us/04_pass_06.html [Stand: 10.2.2010].

Tsukuru Kai (2010d), »New History Textbook (Chapter 4 & 5)«, http://www.tsukurukai.com/05_rekisi_text/rekishi_English/English.pdf [Stand: 10.2.2010].

Weber, Max (1976): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Erster Halbband* (5. revidierte Auflage herausgegeben von Johannes Winckelmann). Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

Wendt, Alexander (1994): »Collective identity formation and the international states«. In: *American Political Science Review* 88: 384-396.

Yoshida, Takashi (2006): *The making of the »Rape of Nanking«*. Oxford (u.a.): Oxford University Press.

Über den Autor:

Nils Dahl studierte »Modernes Japan« und »Kommunikations- und Medienwissenschaften« im Bachelorkombinationsstudiengang an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Derzeit ist er Masterstudent an derselben Universität. Forschungsschwerpunkte sind »Identität und Nation in sozialkonstruktivistischen Perspektiven«, »Werte in Asien und Europa« und »Internationale Beziehungen in Ostasien«.

STICHWORTVERZEICHNIS

Hier finden Sie alphabetisch geordnet alle Stichwörter der Rezensionen.

»affect economy«	24	Intellektuelle	28
Afro Samurai	12	(Leitfaden-)Interviews	22
Afroamerikaner	13	IPV (Intimate Partner Violence)	23
Alleinerziehende Mütter	21	Israel	32
Alternde Bevölkerung	16	Japanizität	12
Amerika (USA)	31	Jero	13
Amerikanische Besatzungspolitik	29	Journalismus	32
Anime	12	Jugend	26
Anpō	19	<i>kakusa shakai</i>	14, 18
Anti-Militär-Bewegung	25	Kantō-Erdbeben	30
Asien	19	Kindererziehung	21
Ausbildung	26	Kollektives Gedächtnis	32
Bolivien	23	Kommodifizierung des Selbst	24
Charaktere (<i>kyarakutā</i>)	12	Konsum	16
Cool Japan	12	Korea	15
Dekoboko Friends	12	Kulturelles Setting	23
Delinquenz	26	Kyotō-Schule	28
Demographischer Wandel	18	Liebe	18
Diaspora	23	Materialismus	21
dissaving	16	Medien/Populärkultur	12, 13, 32
Edo-Zeit	28	Menschenbild	22
Ehe	23	Merchandise	12
elderly households	16	Mittelschichtgesellschaft	26
Enka	13	Musik	13
Erinnerungskultur	32	Naturalismus	13
Familie	14	Naturkatastrophen	30
Familiennormen	21	Neoliberalismus	24
Film	14	NGO	11
Flugblätter	31	<i>nihonjinron</i>	28
Freeter (<i>furitā</i>)	21	Öffentlichkeit	28
Geburtenrate	18, 21	Okinawa	23, 25, 31
Gender	19	Partnerschaft	18
Gesellschaftsbild	22	Pluralisierung	20
Gewaltopferhilfe	19	Postmaterialismus	21
Grounded Theory	22	Pragmatismus	19
Häusliche Gewalt/domestic violence	19, 23	Propaganda	31
Holocaust	32	Psychologische Kriegsführung	31
Horror	14	Psychosoziale Beratung	19
Host Club	24	Qualitative Forschung	23, 32
Identität	13, 23	Raum	28
Imperialismus	15, 28	Religion	29
Individualisierung	20	Rolle der Frau	26

Samurai Champloo	12	Unternehmerisches Selbst	24
Scheidung	21	Verantwortung	22
Sozialer Wandel	20	Volkskunde/minzokugaku	13
Sozialstaat	20	Wertewandel	21
Sozialsystem	11	Wohlfahrt (social welfare)	30
Sparrate	16	Writing Culture	13
Spracherziehung	23	Yanagita Kunio	13
Städteplanung	30	Yasukuni	29
Straftäter	26	Zenmai Zamurai	12
Strukturwandel	20	Zivilgesellschaft	11, 19
Taishō-Zeit	26, 30	Zweiter Weltkrieg	31
Theater	15		
transnational civil society	25		
Tsurumi Shunsuke	19		
Übersetzung	15		
Umwelt-/Tierschutz	25		
Uneheliche Kinder	21		

DJAS – DÜSSELDORFER JAPANSTUDIEN SIND:

Chefredaktion:

Peter Bernardi (PB)
Nils Dahl (ND)
Elisabeth Scherer (ESC)
Shingo Shimada (SHS)
Johanna Spielberg (JAS)
Celia Spoden (CS)
Christian Tagsold (CT)
Werner Volk (WV)
Christoph Winnefeld (CW)

Rezensionen:

Ina Hein (IH)
Jessica Jacob (JJ)
Stephanie Klasen (SKL)
Nora Kottmann (NK)
Stephanie Osawa (SO)
Julia Siep (JS)

HERAUSGEBER:

DJAS – Düsseldorfer Japanstudien
Shingo Shimada/Peter Bernardi
Redaktion: Christoph Winnefeld
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Institut für Modernes Japan
Homepage: <http://djas.uni-duesseldorf.de/>
Email: djasmail@phil.uni-duesseldorf.de